1,60 DM / Band 199
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 32 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Das Erbe des Schwarzen Tods

John Sinclair Nr. 199

von Jason Dark

erschienen am 27.04.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Erbe des Schwarzen Tods

Als der Schwarze Tod vernichtet wurde, brach auch sein Reich zusammen. Dämonen stürzten mit ihm und gingen ein in das Reich des Spuks.

Asmodina übernahm die Nachfolge. Sie war ebenso machthungrig wie der Schwarze Tod und wollte alles unter ihre Kontrolle bekommen.

Doch an eines dachte sie nicht. Der Schwarze Tod hatte ein gefährliches Erbe hinterlassen. Bei den meisten Schwarzblütern war es in Vergessenheit geraten. Einer allerdings erinnerte sich. Der grüne Dschinn. Und er übernahm das Erbe des Schwarzen Tods…

Es war wirklich die Hölle!
Allerdings keine Hölle aus Feuer und Rauch, sondern das Gegenteil. Eine Eishölle.
Schneemassen, Eiskristalle, dazu ein mörderischer Wind, der über der Antarktis heulte, trieb Mensch und Tier in ihre Hütten oder Bauten.
Es grenzte schon fast an Wahnsinn, daß die beiden Männer sich trotzdem in die Kälte wagten. Doch da war der Befehl, und der hatte ihnen keine andere Wahl gelassen. Zudem waren sie von dem Sturm überrascht worden.
Der eine Mann hieß Cliff Lorne. Ein gutmütiger, kraftvoller Typ, der als Handwerker ungemein wertvoll war. Auf Lorne konnte man sich verlassen, der dunkelhaarige Schotte führte jeden Auftrag gewissenhaft aus.
Sein Begleiter war anders. Er hieß Zack Zacharry. Ein Mann mit Solariumbräune und einem schiefen Grinsen. Als Frauenheld war er berühmtberüchtigt, womit er am Südpol allerdings nicht viel anfangen konnte. Offiziell arbeitete er als Geophysiker. Er hatte auch einige Semester an der Uni Oxford studiert, wollte das Studium abbrechen, doch der Geheimdienst kontaktierte ihn und fragte ihn, ob er nicht Lust hätte, für ihn zu arbeiten. Natürlich würde man ihm zuvor das Studium bezahlen, und Zack Zacharry hatte zugestimmt.
So war er dann mir nichts dir nichts zum Geheimdienst Ihrer Majestät gekommen und fühlte sich manchmal als kleiner James Bond, wenn er Order aus London erhielt.
Diesmal hatte er sich gemeldet. Es ging da um ein Phänomen, mit dem er nicht fertig wurde. London hatte ihm die Anweisung gegeben, sich umzusehen und all das zu melden, was irgendwie ungewöhnlich war. Er hatte in der Tat etwas Ungewöhnliches entdeckt.
Eine gewaltige grüne Wolke.
Und das am Südpol.
Da es noch keinen grünen Schnee gab, war er bemüht, der Entstehung dieser Wolke auf den Grund zu gehen. Außerdem hatte man im fernen London dies vorausgesetzt. Man bezahlte ihn schließlich nicht umsonst.
Der Mann zog also los. Zusammen mit Cliff Lorne, der nicht wußte, für wen sein Kumpan auch noch arbeitete. Unterwegs waren sie nicht zu Fuß, sondern in einem Fahrzeug, das ein Mittelding zwischen Schneekatze und Raupenschlepper darstellte. Es hatte sechs Räder, fuhr trotzdem auf Ketten, und der Antrieb sowie die Konstruktion sorgten dafür, daß das Gefährt überall durchkam.
»Sollen wir wirklich dahin, wo das grüne Licht war?« Lorne schrie gegen den Sturm an.
Zack Zacharry stemmte sich am Bodenbrett ab und versuchte das Schaukeln auszugleichen. »Sicher.«

»Shit.«

Beide Männer hatten keine große Lust, bei diesem Wetter unterwegs zu sein. Dieser verdammte Schnee- und Eissturm hatte sie überrascht, das war das Dumme. Und dabei hatten die Wetterprognosen günstig ausgesehen. Der Sturm war wirklich aus dem Nichts entstanden, ansonsten konnte man sich auf die Wetterfrösche verlassen.

Zu sehen war nichts.

Lorne steuerte. Er saß vornübergebeugt auf seinem federnden Sitz und starrte durch die breite Scheibe, wo große Wischer sich vergeblich um eine bessere Sicht für die beiden Männer bemühten.

Die Sicht verdiente überhaupt nicht, so genannt zu werden. Wie im dichtesten Londoner Nebel, mehr war nicht zu erkennen. Hinzu kam das gewaltige Brausen, das Heulen und Pfeifen, als hätte die Schneehölle ihre Pforten geöffnet.

Sie fuhren nach einem Spezialkompaß. Trotz dieses ausgezeichneten Instruments durften sie sich nicht allzu weit von ihrem Camp fortbewegen. Falls sie in diese mörderischen Schneeverwehungen gerieten, half ihnen auch das Spezialfahrzeug nichts mehr.

Gewaltige Berge durchziehen die Antarktis. Bei klaren Wetter erinnerten sie an Schneeriesen alter Mythologien. Jetzt waren sie nicht zu sehen. Sturm und Schnee machten eine Sicht so gut wie unmöglich.

»Wie weit ist es denn noch?« wollte Cliff Lorne wissen.

Zacharry hob die Schultern. »Frag mich was Leichteres, Partner.«

»Du bist gut.«

»Soll ich fahren?«

»Nein.«

Die Männer befanden sich in einem gewaltigen Tal, das der Sturm in eine wirbelnde tosende Schneehölle verwandelt hatte. Das Gefährt wurde durchgeschüttelt. Bodenwellen setzten ihm zu. Es ging rauf und runter. Die Technik kämpfte verzweifelt gegen die wütende Natur, die den beiden Männern wie ein gieriges Raubtier erschien, das sie fressen wollte.

Aber sie kamen durch.

Yard für Yard näherten sie sich dem Ziel, denn die Geräte hatten den Ort, wo die Wolke zum erstenmal aufgetaucht war, genau registriert. Sie würden bald ihr Ziel erreicht haben.

Plötzlich ging es nicht mehr weiter.

Der Ruck schüttelte das Fahrzeug durch. Selbst die Ketten schafften es nicht mehr, den Schneeberg vor ihnen zu durchpflügen. Er hielt sie fest wie eine Klammer.

Die Ketten wühlten sich hinein, und Lorne versuchte verzweifelt, den Rückwärtsgang einzulegen. Er fluchte das Blaue vom Himmel herunter, schlug mit den Fäusten gegen das Armaturenbrett und merkte, daß ihr Gefährt rutschte.

»Verdammt, fahr doch zurück!«
»Geht nicht.«
»Und warum nicht?«
»Wir stecken schon zu tief in der Scheiße.«
»Und jetzt?«
»Nichts. Freischaufeln.«
»Arbeit, geh weg, oder ich lauf dich um«, erwiderte der Schotte.
Er warf Lorne einen schiefen Blick zu. »Müssen wir wirklich?«
»Ja.«
»Der Sturm bläst uns weg!« Zacharry hatte immer noch seine Einwände. Es paßte ihm überhaupt nicht, bei diesem Wetter das Fahrzeug verlassen zu müssen.
»Hast du einen besseren Vorschlag?« erkundigte sich Lorne. Seine Stimme klang wütend.
»Sicher. Wir holen Hilfe.«
»Bei diesem Wetter ist das sinnlos, zudem sind wir nicht lebensgefährlich bedroht. Wir können es auch ohne fremde Hilfe schaffen, wenn wir uns beeilen.«
»Hast du das Werkzeug?« fragte Zacharry.
»Liegt hinten.«
Die beiden Männer griffen nach ihren dicken Jacken. Die Steppkleidung war speziell für die Kälte hergestellt, sie leuchtete knallrot, so daß sich die Männer von den Schneefeldern abhoben, was auch für eventuelle Suchmannschaften vorteilhaft war.
Zacharry und Lorne sollten jedoch nicht dazu kommen, sich die Jacken überzuziehen, denn etwas geschah, womit sie eigentlich nicht gerechnet hatten.
Wenigstens nicht so früh.
Eine grüne Wolke erschien, und Zack Zacharry sah sie zuerst.
Seine Augen weiteten sich, der Oberlippenbart zitterte, ein Zeichen, daß er innerlich erregt war.
»Verdammt, Cliff, da ist doch was!«
Lorne schaute hoch.
Jetzt sah er ebenfalls den Schimmer. Er fuhr in dieses gewaltige Schneetreiben hinein, als hätte jemand eine riesige Lampe angezündet, um mit ihrem grünen Licht den Boden zu bestreuen.
Eine Lampe war es nicht, das Licht hatte keine natürliche Quelle, es kam von woanders her.
Das merkten die beiden Männer genau.
Sie sagten es zwar nicht und gaben es gegenüber sich selbst auf keinen Fall zu, doch jeder von ihnen spürte, daß sich etwas verändert hatte.
Der Schnee sah auf einmal grün aus.
»Erinnert mich an Konfetti«, kommentierte Zack Zacharry.

Cliff Lorne enthielt sich einer Antwort. Seiner Meinung nach war es nicht die richtige Zeit für irgendwelche Scherze. Hier stimmte etwas nicht, die Natur spielte verrückt, das war nicht als normal zu bezeichnen, und Cliff glaubte schon an UFOs oder ähnliches, sprach diesen Gedanken aber nicht aus. Sein Kollege hätte ihn nur ausgelacht, weil er sich selbst als einen großen Realisten bezeichnete.

Die beiden Männer saßen in ihrem Fahrzeug, starrten durch die Scheibe und suchten verzweifelt nach Erklärungen.

»Was meinst du denn?« fragte Lorne.

Zack hob die Schultern. »Ich kann es nicht sagen. Vielleicht ein Spionagetrupp. Die Antarktis ist ziemlich groß und noch teilweise unerforscht. Was wissen wir, wer sich hier alles noch herumtreibt. Wir müssen mit dem Schlimmsten rechnen.«

Cliff Lorne nickte.

Wieder heulte eine Bö heran. Die Männer bemerkten dies, als sich der Schnee noch verdichtete. Unzählige winzige Flocken führten einen wilden Tanz auf, sie hüllten das Fahrzeug in einen zitternden, heulenden Schleier ein, einen riesigen Vorhang, der alles zudeckte, was sich ihm in den Weg stellte.

Auf einmal wurde das Fahrzeug gepackt.

Beide Männer hatten nicht damit gerechnet, aber die gewaltige Kraft hob es von hinten an und drückte es nach vorn. Für einen Moment sah es so aus, als wollte sie es auf den Kopf stellen. Zacharry und Lorne wurden nach vorn geschleudert, auf die Scheibe zu und konnten sich noch soeben mit den Armen abstützen.

»Raus!« brüllte Zacharry. »Verdammt, wir müssen raus!« Es war selten, daß er die Nerven verlor, doch in diesem Fall geschah es. So etwas hatte er noch nie erlebt, das grenzte schon an Spuk und Geister.

Beide Männer rammten die Tür auf. Sie mußten sich wirklich anstrengen, denn der Wind drückte von außen dagegen. Er entwickelte gewaltige Kräfte, schließlich packte er die Türen und schleuderte sie auf, so daß sich die Männer aus dem Fahrzeug fallen lassen konnten.

Sie landeten im Schnee.

Auf seiner Oberfläche war es weich, weil neu angeschüttet. Doch darunter befand sich eine harte, eisige Masse – Eis, das in Hunderten von Jahren nicht weggetaut war.

Bis zu den Knien versanken sie und gerieten in eine tosende, heulende Hölle.

Der Sturm packte sie. Er wehte gewaltige Fontänen hoch. Eine wirkliche Hölle, in der sich kaum ein Mensch auf den Beinen halten konnte.

Cliff Lorne schaffte es dennoch. Geduckt und breitbeinig blieb er stehen. Mit behandschuhten Fingern klammerte er sich am Fahrzeug

fest.

Dort hatten sie Halt gefunden, so daß er nicht umgerissen wurde.

Cliff wollte um die Schneekatze herum. Zu zweit hatten sie bessere Chancen, sich gegen den Sturm zu verteidigen. Sie mußten sich nur aneinanderklammern, es gab da so einige Überlebensregeln.

Sie kämpften verbissen.

Während Zacharry in der Nähe der Tür blieb, stampfte Cliff Lorne durch den weichen Schnee. Ein paarmal rutschte er aus. Den Mund hatte er weit aufgerissen, um Atem zu holen, doch der Wind trieb die Eiskristalle gegen sein Gesicht und damit auch in seinen Mund. Er war nicht mehr dazu gekommen, den Gesichtsschutz anzulegen. Auch die Kapuze konnte er nicht festzurren. Sie war ihm längst vom Kopf geweht worden.

Und dann sah er den grünen Schimmer.

Jetzt noch deutlicher als zuvor. Dieser grüne, intensive Schein hatte soviel Kraft und Stärke, daß er seine gesamte Umgebung in dieses Licht tauchte.

Woher stammte er?

Cliff Lorne, der sich inzwischen bis zum Vorderrad vorgekämpft hatte, glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können. Plötzlich sah er die Quelle des Scheins, und die war so unwahrscheinlich, daß er es einfach nicht fassen wollte.

Die Quelle war nicht technischen Ursprungs, sondern stammte von einem Wesen, wie es höchstens in Märchenbüchern oder alten Legenden erwähnt wurde.

Es war ein Geist!

Ein riesiges Gebilde, das in den grauen, schneedurchtosten Himmel stieß und in seiner grünen Farbe leuchtete, wobei es diesen fahlen Schein abgab, der selbst die wirbelnde weiße Hölle noch durchdrang. Gestaltlos war dieses Wesen keinesfalls. Es wirkte zwar wie ein aufgeblähter Ballon, doch es hatte auch ein Gesicht, das konnte Cliff Lorne deutlich erkennen.

Ein widerliches, monsterhaftes Gesicht. Eine regelrechte Affenfratze, grünlich schillernd und mit grausamen Augen, die auf den entsetzten Cliff Lorne niederblickten.

Der Mann vergaß die Umwelt. Er dachte nicht mehr an die Kälte, an all die weißen Massen, er sah nur das Gesicht dieses grünen Geistes vor sich und glaubte, in den Augen sein Todesurteil zu lesen.

Jetzt bewegte der Geist seine Arme. Gewaltig wie seine Gestalt sahen sie aus. Sie erinnerten Lorne an grüne Baumstämme, und die Pranken wirkten wie die Schaufeln eines Baggers.

Als die Arme nach vorn schwangen, sah Cliff Lorne, daß sie etwas zwischen den Fingern hielten. Einen langen Stiel, der sich nach oben hin etwas verjüngte und an dem eine blitzende scharfe Sichel befestigt

war.

Eine Sense! Mein Gott, er hält eine Sense in den Klauen. So schrie es in Cliff Lorne.

Das war noch zu verkraften, doch das Sensenblatt zeigte einen schaurigen Anblick.

Von seiner Klinge tropfte Blut!

***

Es fiel nach unten.

Dicke rote Tropfen, die im Schnee regelrecht aufzischten, als wäre das Blut heiß.

Ob es Menschen- oder Tierblut war, das wußte Cliff Lorne nicht, es war ihm auch egal, der Anblick an sich war schon schlimm genug, und der Mann begann zu zittern.

Zum erstenmal in seinem Leben spürte Cliff Lorne Todesangst.

Ihm war klar, daß dieser Geist nicht erschienen war, um ihn zu besuchen, er wollte etwas anderes.

Seinen Tod!

Hoch hob der grüne Geist die Sense über den Kopf. Er hatte den Stiel dabei mit seinen Fäusten umklammert, und Cliff Lorne konnte zwischen den Armen hindurch auf das Gesicht schauen.

Es war schrecklich verzerrt.

In den Augen leuchtete eine Gnadenlosigkeit, die ihn erschreckte.

Für ein, zwei Sekunden schien die Zeit stillzustehen, um Cliff Lorne bildete sich ein regelrechtes Vakuum, dann raste das gewaltige Sensenblatt nach unten.

Ein furchtbares Geräusch entstand, ein Pfeifen, als die Klinge die Luft durchschnitt. Cliff Lorne wollte sich noch zur Seite werfen, er schaffte es nicht mehr. Der Schnee war zu tief und hielt ihn kurzerhand fest.

Die Sense traf ihn in die Brust. Ihre scharfe Schneide erstickte seinen letzten Schrei.

Plötzlich wurde der weiße Schnee dunkelrot, als Cliff Lorne tot zusammenbrach und neben dem Wagen liegenblieb.

Der grüne Dschinn aber hatte sein erstes Opfer gefunden.

Und das zweite befand sich ebenfalls in der Nähe.

Auch Zack Zacharry wurde von Angst und Panik geschüttelt. Er glaubte nicht mehr an ein Entrinnen, denn über die flache Schnauze der Schneeraupe hinweg hatte er mit ansehen müssen, was dieses Ungeheuer mit seinem Freund anstellte.

Ob Cliff noch lebte, das sah er nicht. Der Mann war im Schnee verschwunden, aber Zack Zacharry behielt soweit die Nerven, daß er daran dachte, Hilfe zu holen.

Noch stand der Ausstieg des Fahrzeugs offen. Zack drehte sich um und kroch hastig in den Wagen hinein. Das Funkgerät war am

Armaturenbrett befestigt.
Er streckte seinen Arm aus, legte sich über die Sitze und riß das Gerät an sich.
Zack Zacharry spürte die Gefahr nicht, er sah sie. Denn der grüne Schein fiel direkt in das Fahrzeug hinein und überdeckte ihn wie ein großer Schleier.
Zack wurde klar, daß es ihm wohl nicht mehr gelingen würde, Hilfe zu rufen.
Der andere war schneller.
Zwar fuhr er noch herum und schaffte es tatsächlich, sich auf dem Sitz zu drehen, doch nur, um dem Tod ins Auge zu schauen.
Er hörte das furchtbare Pfeifen, als die mörderische Sense die Luft durchschnitt.
Zack schrie. Es war ein Schrei der Verzweiflung, der jedoch vom Heulen des Sturms übertönt und ihm sofort von den Lippen gerissen wurde. Dann vernahm er das Krachen und Splittern.
Häßliche, kreischende Geräusche, die wie infernalische Musik an seine Ohren drangen. Da riß das Blech, da wurde der Wagen buchstäblich von der Sense zerhackt.
Glas splitterte. Die Splitter wehte der Wind in den Wagen. Sie drangen wie kleine Messer in die Haut des Mannes, hinterließen winzige Wunden, aus denen das Blut als kleine Perlen trat.
Der Wagen kippte zur Seite. Dafür zeichnete sich ein dritter Schlag verantwortlich, der das Fahrzeug buchstäblich in der Mitte zerriß. Schnee und Eis quollen herein, überdeckten in Sekundenschnelle Zack mit einem weißen Schleier.
Wie ein Leichenhemd, dachte er.
Dann schlug der grüne Dschinn das nächstemal zu.
Brutal, hart, erbarmungslos.
Und die Sense traf.
Nicht nur den Wagen, sondern auch den Menschen. Zack Zacharry sah noch das Blitzen des Metalls und die gefährliche Schneide, wie sie dicht vor seinem Gesicht erschien.
Dann spürte er den Schmerz.
Er zerfetzte ihm die Brust und war mit Worten nicht zu beschreiben. Zack riß den Mund auf, sah noch einmal mit erschreckender Deutlichkeit den unheimlichen Geist vor sich und dann nichts mehr.
Er starb.
Der grüne Dschinn aber fegte hoch in die wirbelnde Hölle aus Schneeflocken und lachte grausam.
Sein Rachefeldzug konnte beginnen!

***

Während in der Antarktis die Eishölle tobte, taute in London der

große Schnee.

Matschreste lagen auf den Straßen. Die Gehsteige waren die reinsten Rutschfallen, und ein dünner Regen fiel vom grauen Himmel. Zudem stand Weihnachten vor der Tür, und es erschien mir so, als würden meine Gegner, die Schwarzblütler, auch eine Pause einlegen, denn in den letzten drei Tagen war nichts passiert.

Dafür lag hinter mir eine Hölle.

Ich war in einem Irrgarten des Schreckens gefangengenommen worden und hatte nur unter Lebensgefahr und größter Mühe Glenda Perkins aus den Klauen schrecklicher Monster befreien können.

Wenn mir dabei Myxin und Kara nicht geholfen hätten, dann hätte Asmodina mich wahrscheinlich geschafft und getötet.

So war ich noch einmal mit einem blauen Auge davongekommen. Allerdings war in der anderen Dimension etwas zurückgeblieben. Der silberne Nagel, mit dem ich vor Jahren Dr. Tod zum erstenmal getötet hatte. Er befand sich nun in Asmodinas Händen, und ich war gespannt, was sie damit anstellte.

Zum Bürodienst verdonnert!

Wer einen Job hat wie Suko und ich, für den ist es immer schlimm, wenn er am Schreibtisch hocken muß, um Akten aufzuarbeiten. Aber unser Chef, Sir James. Powell, hatte veranlaßt, daß bis zum Jahresende unerledigtes Material aus dem Weg geschafft werden sollte. Also hielten wir uns daran, zudem hatte es keinen Zweck, das Zeug immer weiter vor sich herzuschieben.

So ganz beruhigt war ich trotzdem nicht. Es lag an meinen Feinden Asmodina, Dr. Tod und der Mordliga. Zwischen ihnen bahnte sich die große Auseinandersetzung an, das war genau zu erkennen. Dr. Tod sah längst nicht mehr ein, daß er sich auf Asmodinas Seite stellen sollte, er wollte sein eigenes Süppchen kochen, und das hatte die Teufelstochter nun mal nicht gern. Sie verlangte, daß ihr Solo Morasso gehorchte. Das wiederum ging ihm gegen den Strich, schließlich hatte er sich seine Mordliga aufgebaut, und sie sollte zu einer Institution der Macht werden. Dies nicht nur auf der normalen Welt, sondern auch innerhalb des Dämonenreichs. Wie er das allerdings mit Asmodis, dem Vater der Teufelstochter, regeln wollte, war für mich ein Rätsel. Aber wir würden sehen.

Glenda hatte Urlaub genommen.

Nach diesem schrecklichen Abenteuer war das nur mehr als natürlich gewesen. Sie brauchte wirklich einige Tage, um sich zu erholen.

So saßen Suko und ich allein im Büro, tranken den miesen Automatenkaffee und blätterten Akten durch.

»Ich vermisse meinen Tee«, beschwerte sich der Chinese.

Schief schaute ich ihn an. »Du hättest dir ja von zu Hause welchen mitnehmen können.«

»In der Thermoskanne, wie?«

»Warum nicht?«

Suko verzog das Gesicht, als hätte er Essig getrunken. »Und du willst Engländer sein.«

»Moment, ich stamme aus Schottland.«

»Meinetwegen. Aber Tee in der Thermoskanne. Das ist ein Verbrechen. Der muß frisch zubereitet werden, so wie Shao und Glenda dies können. Nein, John, du enttäuschst mich.«

»Wenn der Teufel in der Not Fliegen frißt, kannst du auch Tee trinken«, erwiderte ich trotzig.

»Lassen wir das Thema lieber.«

Ich stöhnte auf und schaute auf meine Uhr. »Himmel, ist denn noch immer kein Mittag?«

»Bist du so scharf auf das Kantinenessen?«

»Nein, aber auf eine Abwechslung.«

»Dann hättest du ja mit Jane Collins fliegen können.«

»Das nun nicht.«

Suko hatte auf Janes Urlaub angespielt. Die Detektivin hatte sich vorgenommen, das Weihnachtsfest in wärmeren Gefilden zu verbringen. Zwei Wochen Gran Canaria sollten ihr zu Sonne und sommerlicher Bräune verhelfen.

Sie war bereits unterwegs. Verabschiedet hatten wir uns am letzten Abend und auch Weihnachtsgeschenke ausgetauscht. Nur eine Kleinigkeit für jeden. Jane hatte mir eine Flasche für meine Hausbar geschenkt, ich ihr ein Halstuch.

Noch am Flughafen hatte sie mich zu überreden versucht.

Vielleicht wäre ich noch schwach geworden, doch in mir steckte eine Unruhe, die leicht zu erklären war. Ich mußte fortlaufend an Dr. Tod, seine Mordliga und Asmodina denken. Da braute sich einiges zusammen. Wenn es den großen Knall gab, wollte ich zumindest dabeisein.

Jane hatte das nicht eingesehen. Sie hatte Angst um mich und gab es auch zu.

Deshalb war unsere Stimmung ziemlich gedrückt, als wir uns auf dem Airport verabschiedeten. Ich hatte dem Flugzeug so lange nachgeschaut, bis es nicht mehr zu sehen war. Die Wolken hatten es verschluckt wie ein Hai die Beute.

»Du denkst an Jane?« fragte mich Suko.

»Ja. Aber nicht an den letzten Fall, wo sie mir eine künstliche Jane Collins untergeschoben haben.«

Der Chinese nickte.

Ich wischte über meine Stirn. »Urlaub hätte ich noch genug, aber Solo Morasso wird uns wohl kaum in Ruhe lassen.«

»Das fürchte ich auch«, erwiderte Suko.

»Dann feiern wir eben Weihnachten wie abgemacht.«
Das hieß, bei den Conollys. Bill und Sheila hatten uns eingeladen.
Es sollte ein richtig tolles Weihnachtsfest geben, und irgendwie gefiel mir das besser als ein Urlaub auf Gran Canaria, wenn ich ganz ehrlich sein sollte.
Glenda Perkins wollte – das hatte sie mir noch gesagt – zu einer Tante aufs Land fahren und dort die Feiertage verbringen. Ich hatte ihr alles Gute gewünscht.
Wir blätterten weiter in den Akten. Zum Glück wurden wir gestört. Nicht durch das Läuten des Telefons, sondern durch Sir James Powell, der unser Büro betrat.
Wir hatten ihn an diesem Tag noch nicht gesehen und begrüßten ihn mit freundlichem Kopfnicken.
»So, meine Herren«, sagte er und nahm auf dem Besucherstuhl Platz. »Es könnte Ärger geben.«
»Mordliga?« hakte ich sofort nach.
Der Superintendent schüttelte den Kopf. »Nein, nicht die Mordliga, sondern ein anderer Dämon, der euch ebenfalls ein Begriff ist. Der grüne Dschinn!«
Ich schlug mit der flachen Hand auf die Schreibtischplatte. Sofort erinnerte ich mich wieder an den Dämon, der uns große Schwierigkeiten bereitet hatte. Und ich war derjenige gewesen, der ihn aus seinem steinernen Gefängnis erweckt hatte. Durch einen Zeitsprung war ich auf dem Gebiet der südlichen Türkei gelandet, wo mich die gefährlichen Diener des grünen Dschinns zwangen, ihren Meister zu erwecken und aus seinem Gefängnis zu holen.
Daß ich damals überlebt hatte, war eine besondere Leistung des Mädchens aus dem Totenreich gewesen. Kara und ich hatten gegen den grünen Dschinn und dessen Diener gekämpft. Es war uns gelungen, die Diener zu besiegen, er selbst floh und hatte Suko und mich wenig später attackiert, als der Fall mit dem Leichenschloß begann. Besonders Suko dachte mit Schrecken daran, denn er hatte die ganze Kraft des grünen Dschinns zu spüren bekommen.
»Wo ist er aufgetaucht?« fragte ich.
»In der Antarktis!«
»Was macht er denn da?«
»Er hat zwei Männer getötet«, erwiderte Sir James Powell mit ernster Stimme.
Ich runzelte die Stirn. »Haben Sie schon genauere Angaben?«
»Ja.«
Inzwischen wußte ich, daß die Fahndung nach Dr. Tod und seinem geheimnisvollen Versteck weiterhin auf vollen Touren lief. Die Geheimdienste der westlichen Länder waren eingeschaltet worden, und jeder Agent wußte Bescheid. Er sollte unverzüglich melden, wenn

etwas Ungewöhnliches geschah, ein Ereignis, das aus dem Rahmen fiel. Einer der Agenten des englischen Geheimdienstes hatte berichtet, daß in der Antarktis etwas Seltsames vor sich ging.

Ein grüner Schein, der überhaupt nicht in die Landschaft hineinpaßte, war dort zu sehen gewesen. Der Mann hatte den Auftrag erhalten, das Phänomen näher zu untersuchen. Jetzt war er tot, ebenso wie sein Kollege, der sich ihm angeschlossen hatte.

»Bestialisch ermordet«, sagte Sir James. »Mit einem riesigen Messer oder einer Sense. So steht es in dem ärztlichen Bericht.«

Suko und ich schauten uns an. Beide dachten wir wohl das gleiche. Nur ich sprach es aus.

»Eine Sense? Am Südpol? Da fällt mir eine Verbindung ein.«

»Der Schwarze Tod«, sprach Suko.

Ich schluckte und beugte mich gleichzeitig ein wenig nach vorn.

»Das ist natürlich ein Ding«, sagte ich, »und auch verdammt weit hergeholt, wie ich ehrlich gestehen soll.«

»Zu weit?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Was hast du dagegen?«

»Der Schwarze Tod ist erledigt, Suko. Du warst doch selbst dabei. Der Bumerang und mein Kreuz haben ihn geschafft. Und es ist wirklich nicht so, daß unbedingt das, was am Südpol geschieht, etwas mit dem Schwarzen Tod zu tun haben muß.«

»Warum wehren Sie sich eigentlich so dagegen?« fragte mich Sir James.

»Weil das Kapitel für mich erledigt ist. Deshalb.«

Wir schwiegen. Erinnerungen stiegen wieder hoch. Schreckliche Bilder einer alptraumhaften Landschaft. Inmitten der Eiswüste hatten wir einen Flecken Erde erlebt, der noch die Vegetation der Urzeit aufwies. Fremdartige Tiere existierten dort. Grauenvolle Geschöpfe und Dämonen, außerdem der Schwarze Tod persönlich. Ich hatte ihm da gegenübergestanden. Ziemlich allein, mit dem Bumerang und dem Kreuz bewaffnet. Myxin hatte mich mit seinen Schwarzen Vampiren unterstützt, und mir war es gelungen, den Schwarzen Tod zu vernichten. Er war regelrecht atomisiert worden, zerrissen, zerstört…

Das sagte ich auch den anderen.

Sie stimmten mir zu.

»Der Schwarze Tod wurde also vernichtet«, stellte Sir James fest.

Die Augen hinter seinen dicken Brillengläsern zwinkerten.

»Ja, Sir!«

»Aber was ist mit seiner Waffe?«

Ich schaltete nicht so schnell und fragte: »Wieso?«

»Er besaß doch eine Sense, sein Wahrzeichen, gewissermaßen.«

»Das stimmt«, mußte ich zugeben. »Und wo befindet sie sich?«

Suko hob die Schultern, ich ebenfalls. Da waren wir beide ratlos, wirklich. »Sie ist also nicht zerstört worden«, stellte Sir James fest.

»Möglich.«

»Und jetzt tauchte sie wieder auf.«

»Wobei ich mich frage, ob es sich bei ihr wirklich um die gleiche handelt.«

»Gehen wir mal davon aus. Der grüne Dschinn war ja nicht vernichtet, er hat sich irgendwo herumgetrieben. Vielleicht hat er sich den Südpol oder die Antarktis bewußt ausgesucht, weil er dort etwas zu finden hoffte, eben die Sense. Liege ich da mit meiner Vermutung richtig?«

»Zumindest im Trend«, erwiderte ich grinsend.

»Bitte mehr Ernst.«

»Sorry, Sir.«

»Sie halten es auch nicht für unmöglich?«

Suko und ich schauten uns an. An den Augen des Chinesen erkannte ich, daß er Sir James' Theorie zustimmte.

»Sir, unmöglich ist in unserem Job nichts, das müßten Sie eigentlich wissen.«

Der Superintendent erhob sich. »Das wollte ich von Ihnen nur wissen. Sollte sich der grüne Dschinn die Waffe des Schwarzen Tods tatsächlich geholt haben, dann stehen uns schwere Zeiten bevor. Das verspreche ich Ihnen.«

Und damit hatte er wirklich nicht zuviel gesagt.

Sir James sagte nichts mehr und verließ unser gemeinsames Büro.

Wir warteten, bis er die Tür geschlossen hatte. Dann stand ich auf.

»Jetzt brauche ich wirklich Tapetenwechsel.«

»Und wo willst du hin?«

Ich deutete mit dem Daumen nach unten. »Kantine.«

»O je.«

»Kannst ja hierbleiben.«

»Nein, nein, laß mal. Ich will dich schließlich nicht ohne Aufsicht lassen. Nachher verschleppt man dich wieder in eine andere Dimension, und wir können den Kram ausbaden.«

»Schäm dich.«

Eigentlich brauchte ich mich über die Leere in der Kantine nicht zu wundern, denn zahlreiche Kollegen befanden sich bereits in Urlaub. Kurz vor Weihnachten wurde nur mit halber Kraft gearbeitet und halber Besetzung. Allerdings war Scotland Yard nach wie vor schlagkräftig, denn die nicht im Haus anwesenden Kollegen hatten oftmals Bereitschaftsdienst, um den man sie auch nicht gerade beneiden konnte.

Ich nahm mir so etwas Ähnliches wie Klopse. »Sind auch genügend Brötchen darin?« fragte ich die Kassiererin.

Sie schaute mich mit dem strafenden Blick einer Xanthippe an.
»Nein, Sir. Wir haben diesmal auf Brötchen verzichtet.«
»Und warum?«
»Bierdeckel sind billiger.«
»Mahlzeit«, sagte ich. Suko hatte nur einen Sandwich genommen. Er achtete beim Essen immer auf die Kalorien.
Die Klopse mundeten mir leidlich. Allerdings verging mir der Appetit, als Suko wieder auf den grünen Dschinn zu sprechen kam.
»Der wird uns noch Ärger bereiten, John.«
»Hör auf!« knirschte ich. »Heute abend feiern wir Weihnachten. Was soll ich da mit dem grünen Dschinn?«
»Der Tannenbaum ist doch auch grün.«
»Mensch, wenn dein Humor Junge kriegt, werden sie sofort erschlagen, das glaub mir.«
Ich war natürlich innerlich stark beunruhigt, obwohl ich es nicht zugeben wollte. Da lag wieder etwas in der Luft, und zwar was verdammt Schlimmes.
Ich hoffte nur, daß der grüne Dschinn sich noch etwas Zeit ließ und daß es nicht so schlimm werden würde, wie es aussah.
Es sollte schlimmer kommen – viel schlimmer…

***

Kap Hoorn!
Wer hat noch nicht von dieser windigsten Ecke der Welt gehört, die die Südspitze des südamerikanischen Kontinents bildet. Hier toben die Stürme, hier treffen sich die Winde aus allen Himmelsrichtungen und peitschen das Meer wie mit wütenden Händen auf.
Kap Hoorn ist in die Geschichte eingegangen. Vor Hunderten von Jahren schon berichteten Seefahrer nur Schlimmes. Im Winter die Hölle, im Sommer die Hölle. Der Unterschied lag nur in der Temperatur.
Hier war die Welt wirklich zu Ende. Nur das weite, wellengepeitschte, graugrüne Meer mit den schäumenden, weißen Hauben der Gischtkämme.
Wer Kap Hoorn noch nicht umrundet hatte, der wurde von richtigen Seeleuten nicht anerkannt. Es war wichtiger als die Äquatortaufe. Obwohl die modernen Schiffe längst nicht mehr mit den Schwierigkeiten zu kämpfen hatten wie die alten Segler, verspürte jeder Kapitän doch so etwas wie Magendrücken, wenn er an diese windige Ecke dachte. Spannung ergriff alle Fahrensleute, wenn sie sich dem berühmten Punkt näherten, um den sich so viele Legenden rankten.
Auch die »Lucky Bay« war auf dem Weg zum Kap Hoorn. Sie war ein Walfänger und wollte den argentinischen Hafen Bahia Bianca

anlaufen, um dort die Ladung zu löschen.
Ein Motorschaden hatte das Schiff für einige Tage zurückgeworfen, so daß die Besatzung gezwungen war, Weihnachten an Bord zu feiern. Und ausgerechnet dann, wenn sie die Südspitze des Kontinents umrundeten.

Sie kamen aus dem Pazifik und wollten in den Atlantik, in den grauen Atlantik, wie er von den Seefahrern genannt wurde.

Die »Lucky Bay« war ein hochmodernes Schiff. Wegen der vollen Laderäume lag sie tief im Wasser, und ein Großteil der Besatzung war dabei, die beiden erlegten Wale zu verarbeiten. Das geschah in den unteren Laderäumen. Trotz schwerer See konnte die Arbeit zügig fortschreiten, denn die Stabilisatoren des Schiffes waren ausgezeichnet. Das Schlingern und Stampfen wurde gut ausgeglichen.

Auf der Brücke standen die Offiziere. Auch die dienstfreien Männer hielt es nicht mehr in ihren Kammern. Sie hatten bewußt einen weiten Bogen nach Süden geschlagen, um nicht in den Inselwirrwarr zu gelangen, der vor der Südspitze des Kontinents liegt.

Der Wind wehte aus Westen. Er hatte sogar leicht auf Nord gedreht und brachte starken Regen mit, der durch den Schnee zu einem Vorhang verdichtet wurde.

Die Wellen rollten von vorn an, wurden vom Bug des Walfängers gebrochen und spritzten als Gischtfontänen zu beiden Seiten des Walfängers hoch oder rannen in langen Streifen über das Deck.

Der Kapitän hieß Phil Green. Er war ein alter Fahrensmann und kannte die Weltmeere. Er stand auf der Brücke und schaute durch die gewaltige Scheibe in Richtung Westen. Vor seinen Augen hatte er ein leistungsstarkes Glas gepreßt, und er beobachtete den Horizont, wo Wasser und Himmel eine Einheit bildeten.

Alles Grau in Grau.

Auf einer Konsole stand ein kleiner Tannenbaum. Kein echter, sondern einer, den man ein ganzes Leben behalten konnte. Ein paar elektrische Kerzen standen auf den grünen Zweigen, und künstlicher Schnee war auch noch vorhanden.

Nach einer Weile setzte der Kapitän das Glas ab und wandte sich an den Zweiten Offizier. »Wie sehen die letzten Wettermeldungen aus?« wollte er wissen.

»Nicht gut, Sir.«

»Werden Sie deutlicher.« Green hatte miese Laune. Es ärgerte ihn, daß sie durch den Motorschaden Zeit verloren hatten. Sie konnte nicht mehr aufgeholt werden.

»Die Station auf den Falkland-Inseln spricht von einem Kälteeinbruch. Das bedeutet Schnee, verdammt viel Schnee.«

»Auch Sturm?«

»Der wird gratis mitgeliefert, Sir.«

Green verzog das Gesicht. Ihm gefiel es überhaupt nicht, in dieses Wetter zu geraten, aber was wollte man machen? Kap Hoorn mußte umrundet werden.

»Haben die Wetterfrösche Angaben über die Stärke des Sturms gemacht?«

»Mittelschwer.«

»Geht ja noch.«

»Sicher, Sir?«

Der Kapitän wandte sich an seine anderen Offiziere. Nur den Steuermann ließ er in Ruhe. »Ist die Ladung gesichert, alle Schotten dicht?«

»Aye, aye, Sir.«

»Die Mannschaft auf Posten.«

»In Ordnung«, sagte der Dritte.

Über Lautsprecher gab er die Order des Kapitäns bekannt.

Der Steuermann sagte trocken: »Fröhliche Weihnachten.«

Green hob die Schultern. »Was soll's? Dann feiern wir es eben Ostern nach.«

»Auch 'ne Idee.«

Wellenberge rollten heran. Der Wind frischte noch stärker auf.

Wer jetzt draußen an Deck war, der hörte das Heulen. Alte, abergläubische Seeleute sprachen vom Gesang des Teufels, denn wenn es eine Hölle gab, dann in dieser windigen Ecke der Erde.

Die »Lucky Bay« hatte schwer zu kämpfen. Der Sturm war ein Feind des Menschen. Zusammen mit dem Wasser konnte er sogar zu einem Todfeind werden, das war schon seit Urzeiten so.

Die Männer merkten den Seegang auch. Trotz guter Stabilisatoren mußten sie sich breitbeinig hinstellen, um das Schlingern auszugleichen. Sie alle waren Profis, und Angst vor diesem Sturm verspürten sie nicht.

Etwas abseits hockte der Funker. Er hatte seinen Kopfhörer übergestreift und lauschte in den Äther. Sein Gesicht zeigte keine Anspannung, bei ihm ein Zeichen, daß alles ziemlich ruhig war. Zudem sahen viele Kapitäne zu, daß sie vor Weihnachten noch die Häfen anliefen, um dort ruhigere Feste zu feiern. Nur wenn es nicht anders ging, blieb man auf dem Meer.

»Alles klar, Charles?« fragte der Kapitän. Der Funker nickte.

»Nur Weihnachtsgrüße. Sollen wir auch welche durchgeben?«

»Bisher hat sich noch keiner von der Mannschaft gemeldet.«

»Bei dem Wetter denken die Leute auch kaum an Weihnachten, Sir.«

»Das stimmt!«

»Käpt'n!« Der Erste Offizier, ein Mann namens Gerd Hansen, Deutscher, hatte gerufen. Er trug einen blonden Vollbart, und von seinem Gesicht war nur die Hälfte zu sehen.

»Ja, was ist?«
»Schauen Sie mal in Richtung Südwesten.«
»Ärger?«
»Möglich. Ich jedenfalls finde keine Erklärung für so etwas, wenn ich ehrlich sein soll.«
»Dann wollen wir mal.« Green preßte sein Glas gegen die Augen und blickte in die Richtung, die sein Erster ihm angegeben hatte.
Zuerst entdeckte er nichts und wollte sich schon aufregen, als er am Horizont und immer dann, wenn die vom Bug aufgewühlte Gischtwolke zusammenfiel, einen grünen Schein wahrnahm.
»Dort leuchtet etwas fahlgrün«, murmelte der Kapitän. »Das habe ich auch gesehen.«
»Und Sie haben keine Erklärung, Mr. Hansen?«
»Nein, Sir.«
»Sieht mir nach einem, Licht aus. Mehr kann ich dazu auch nicht sagen, wirklich.«
»Aber ein grünes Licht, Sir?«
»Ja, seltsam ist es.« Die anderen Offiziere waren nun ebenfalls aufmerksam geworden und hoben ihre Ferngläser.
Es war natürlich nicht einfach, die graue Wand mit Blicken zu durchdringen, auch wenn die moderne Optik half, doch etwas erkannten alle.
Den grünen Streifen!
»Ob sich das auf dem Wasser befindet?« fragte Gerd Hansen und runzelte die Stirn.
»Nein«, sagte der Dritte. »Das scheint mir in der Luft zu schweben.«
»Ein Flugzeug«, vermutete der Kapitän.
»Oder ein UFO«, fügte der Steuermann hinzu.
»Das kann auch sein«, meinte Hansen.
»Unsinn«, widersprach der Kapitän. »Was reden Sie sich denn da alles ein? Sie haben wohl zu viele Zukunftsromane gelesen? Wir werden schon eine Erklärung dafür finden. Sie, Mr. Hansen, werden weiterhin beobachten. Ich trage den Vorfall nur ein.«
»Aye, aye, Sir.«
Mit diesen Worten hatte Green dem Ersten das Kommando über die Brücke übergeben. Er selbst wollte in seine Kammer und den ungewöhnlichen Vorfall sofort niederschreiben, denn Green machte sich Gedanken. Einer seiner Offiziere hatte von einem UFO gesprochen. Daran hatte selbst der Kapitän gedacht, aber das durfte er nicht laut aussprechen, denn er wollte die Mannschaft auf keinen Fall beunruhigen.
Hansen nahm seine Aufgabe sehr ernst. Er wies auch den Dritten an, die Stellung halten und zu beobachten.
»Objekt nähert sich«, sagte der Dritte.

Gerd Hansen nickte. »Ich habe es auch bemerkt.«
»Sollen wir dem Alten Bescheid geben?«
»Noch nicht. Es besteht keine Gefahr.«
»Sie glauben aber daran?«
Hansen drehte den Kopf und ließ das Glas sinken. »Malen Sie den Teufel um Himmels willen nicht an die Wand, Koschik. Daran dürfen wir gar nicht denken!«
»War das ehrlich?«
»Zum Henker damit.«
»Womit?« Phil Greens Stimme klang auf. Der Kapitän hatte soeben die Brücke wieder betreten. Er erfuhr, daß sich das Objekt langsam aber sicher dem Schiff näherte.
»Irgendwelche Anzeichen für Gefahren?«
Hansen schüttelte den Kopf. »Noch nicht, Sir.«
Green knetete seine Nase. Ein Zeichen bei ihm, daß er eine gewisse Unsicherheit spürte. Er überlegte, ob er die Mannschaft alarmieren sollte, dann ließ er den Gedanken fallen. Das hätte nur unnötige Aufregung gegeben. Vielleicht stellte sich der Schein auch wirklich nur als harmlos heraus.
»Sir!« Hansens Stimme unterbrach seine Gedanken. »Ich glaube, in dieser Wolke schwebt ein Gesicht.«
»Das ist doch nicht möglich!«
»Doch, Sir, schauen Sie selbst.«
Green preßte das Glas an seine Augen. Der Erste korrigierte noch ein wenig die Richtung, und dann sah Phil Green es selbst. Innerhalb der Wolke schwebte ein Gesicht.
Eine gewaltige, unheimlich anzusehende Fratze, die Ähnlichkeit mit der eines Affen aufwies. Eine grüne Fratze, die ein Gesicht zeigte. Sie hatte tiefe Falten, die rötlich ausgemalt waren und durch das Grün des Gesichts schimmerten.
»Unwahrscheinlich«, flüsterte Phil Green.
»Und unmöglich«, fügte sein Erster Steuermann hinzu.
»Ja, da sagen Sie was.«
»Das ist nicht nur ein Gesicht«, mischte sich jetzt auch der Steuermann ein, »das sieht mir nach einem gesamten Körper aus. Mit Armen und Beinen.«
»Der hält sogar etwas in der Hand«, murmelte Koschik, der Dritte.
»Sieht aus wie eine Lanze.«
Der Kapitän hatte die Worte gesprochen, doch er wurde von seinem Steuermann berichtigt. »Das ist keine Lanze, Sir, das ist etwas anderes.«
»Und was?«
»Eine Sense!«
»Sie sind verrückt. Entschuldigen Sie, aber…«

»Schauen Sie mal genau hin, Sir. Dieser komische Luftgeist hält sie in der Hand.«

»Unser Steuermann hat recht«, mischte sich Hansen ein. »Jetzt sehe ich sie auch. Und an der Klinge klebt Blut.«

Die Männer schwiegen erschreckt. Sie waren durch die Bank hartgesottene Seefahrer und so leicht durch nichts zu erschüttern, doch ein wenig Aberglaube steckte in jedem von ihnen. Es konnte sich niemand davon freisprechen.

»Das ist Ariel, der Luftgeist«, flüsterte der Steuermann. Er hatte wirklich nur leise gesprochen, doch seine Worte waren gehört worden. Der Kapitän ließ für einen Moment sein Fernglas sinken.

»Was reden Sie da für einen Unsinn!«

Der Steuermann hob nur die Schultern. Von seinen anderen Kameraden kam kein Protest.

Der Sturm wütete. Er wurde immer schlimmer und erreichte schon bald die Stärke eines Orkans.

»Verflucht, das gibt Ärger«, sagte Koschik und ballte die Hände zu Fäusten.

Die anderen nickten.

»Jetzt ist er da!« Hansen stieß die Worte aus. Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück, weil der unheimliche Geist mit einem gewaltigen Schwung die trennende Entfernung überbrückt hatte und sein Gesicht vor der Scheibe erschien.

Auch die Sense!

Blutrot schimmerte sie im unteren Drittel. Er schwang sie in einem großen Halbkreis herum, ein paar dicke Tropfen wurden vom scharfen Sensenblatt abgewischt und klatschten gegen die breite Scheibe, wo sie sich mit dem Spritzwasser vermischten und als hellrote Schlieren nach unten rannen.

»Das ist echt!« schrie Hansen.

Dann geschah es.

Wieder fegte die Sense auf die Brücke zu. Eine mörderische, gefährliche Klinge, die nichts aufhalten konnte. Schwarzmagisch war sie geweiht worden, sie durchdrang Stahl und Gestein, als bestünde es aus Butter. Glas war überhaupt kein Hindernis.

Die riesige Scheibe platzte vor den Augen der entsetzten Offiziere auseinander. Die Scherben flogen in das Innere des Brückenaufbaus und damit auf die Männer zu.

Die Seeleute warfen sich in Deckung. Erste Schreie gellten. Das Prasseln des Glases übertönte sogar noch den Sturm, der infernalisch heulte und nun freie Bahn hatte.

Einer zögerte zu lange.

Es war der Kapitän.

Phil Green kam nicht rechtzeitig genug weg. Er versuchte sich noch

zu ducken, doch da war das große Stück der Scheibe, die wie ein gewaltiges Messer wirkte und mit der scharfen Kante den Hals des Mannes traf.

Er verlor seinen Kopf.

Das sah auch der grüne Dschinn.

Sein grausames Lachen schallte den entsetzten Offizieren entgegen, als er zu einem weiteren Schlag ausholte, denn dieses Schiff wollte er vernichten.

Mit Mann und Maus!

***

London!

Die Menschen dort ahnten nichts von der Katastrophe, die sich auf der anderen Hälfte der Weltkugel abspielte.

In Europa dachte man an Weihnachten.

Das bedeutete Geschenke, Familienfeste, gutes Essen, das gemeinsame Singen am Christbaum und hoffentlich auch ein paar Gedanken, die sich mit den Problemen der Hungernden beschäftigten.

Die Kirchen würden wieder übervoll sein, man betete für den Frieden, man feierte, man gab eine Spende, und es würde auch große Familienkräche geben.

An all das dachte ich, als ich mein Büro verlassen hatte und mich wieder in meiner Wohnung befand.

Es war Weihnachtspost gekommen. Will Mallmann hatte geschrieben, und auch Glenda. Sie bedankte sich noch einmal für das, was wir für sie getan hatten. Dabei war es selbstverständlich gewesen.

Will wünschte mir alles Gute und ein weiteres Jahr voll Aktivität und Tatkraft.

Es gab Zeiten, da hatte ich auch von einer gewissen Nadine Berger Post erhalten, aber das war vorbei. Nadine lebte nicht mehr.

Ihre Seele war in den Körper eines Wolfs eingegangen. Dieses Erlebnis und Wissen war ein so großer Einschnitt in meinem Leben gewesen, daß ich daran immer denken mußte.

Gerade jetzt.

Ich hatte das Radio angestellt. Weihnachtsmusik klang aus den Lautsprechern. Bing Crosby sang die alte Weise von »White Christmas«, und ein Chor summte im Hintergrund die Melodie mit.

Wenn ich aus dem Fenster schaute und in andere Wohnungen blickte, sah ich dort so manchen Tannenbaum, an dem bereits die Kerzen leuchteten. Ich hatte noch etwas Zeit, bevor wir zu den Conollys fuhren. Ich wollte noch in Ruhe ein Bad nehmen, mich dann umziehen und in aller Gemütsruhe in den Londoner Süden fahren.

Irgendwie wurde mir auch weihnachtlich zumute, wenn ich daran dachte. Ich sah schon mein Patenkind, den kleinen Johnny, vor dem

Christbaum stehen, wobei seine Augen hell glänzten und er sich über die Geschenke freute.

Obwohl seine Eltern wirklich Geld besaßen, hatten sie beschlossen, nur wenig zu schenken. Sie wollten den Kleinen nicht verwöhnen. Er sollte früh genug lernen, mit seinem Geld und mit Geschenken umzugehen, denn Maßlosigkeit ist etwas Schlimmes.

Ich freute mich auf den Abend, wirklich, legte mich in die Wanne, schloß die Augen und dachte daran, daß ich vorher noch meine Eltern in Schottland anrufen wollte.

Vielleicht würde ich im nächsten Jahr bei ihnen das Weihnachtsfest verbringen, vorausgesetzt natürlich, daß ich noch lebte…

***

Gerd Hansen lag auf dem Boden. Er erstarrte vor Grauen, als er sah, wie der Kopf des Kapitäns über den Boden rollte.

Leere Augen starrten ihn an. Verdreht waren die Pupillen, auf dem Gesicht stand der Schrecken wie eingemeißelt, den der Kapitän in den letzten Sekunden seines Lebens erlebt hatte.

Der Dschinn hatte mit seiner ersten Attacke einen seiner Ansicht nach großen Erfolg erzielt. Wie ein Brausen aus der Hölle schallte das Lachen des Dschinn. Und dieses fürchterliche Geräusch riß Gerd Hansen aus seiner Lethargie.

Er drehte sich ein wenig auf die Seite, spürte Splitter unter sich und stemmte sich dann ächzend hoch. Er durfte auf keinen Fall hier liegenbleiben, dann würde er zu leicht ein Opfer des Dschinns werden. Und auch die Brücke mußte er verlassen, der Geist würde sie hinwegfegen, als wäre sie nichts.

Der nächste Schlag.

Obwohl zwischen ihm und dem ersten höchstens sechs Sekunden vergangen waren, hatten die Offiziere das Gefühl, als wären es Minuten gewesen.

Metall riß, als das Sensenblatt traf. Hansen kannte das häßliche Geräusch, das dabei entstand, es hörte sich an wie das wilde Kreischen eines Tieres.

Die Brücke erzitterte unter dem Schlag. Irgendwo heulten Alarmsirenen. Weiteres Glas zersprang, aber auch ein Brückenaufbau riß, und Hansen sah mit Schrecken, wie der Steuermann von einer gewaltigen Kraft herumgerissen wurde und durch das zerstörte Fenster des Brückenaufbaus verschwand.

Sein Körper schlug irgendwo auf das Deck.

Dann riß der Boden.

Mit einem gewaltigen Streich seiner Sense hatte der grüne Dschinn ihn buchstäblich geteilt. Gleichzeitig packte eine Welle das Schiff, hob es hoch und schmetterte es zurück auf die wogende Wasserfläche, und

die »Lucky Bay« geriet ins Schlingern, da sie inzwischen steuerlos war.
Hansen schaffte es tatsächlich, von der Brücke zu flüchten. Er rutschte einen Niedergang hinunter und hörte schon die ersten Schreie. Die Mannschaft war aufgeschreckt worden. Sie rannte an Deck, wo Brecher überschäumten und es in eine Hölle aus Gischt verwandelten.
»Was ist passiert?« wurde Hansen angeschrien.
Der blieb stehen und klammerte sich fest, wobei er tief ein- und ausatmete. »Wir… wir sind überfallen worden!« keuchte er. »Irgendein verdammtes Ding hat es geschafft. Ich weiß es auch nicht. Der Kapitän ist tot, er…«
Ein markerschütternder Schrei, der sogar noch das Tosen der Elemente übertönte, ließ die Männer zusammenzucken. Sie rissen die Köpfe hoch und sahen Koschik, den Dritten.
Als hätte eine Riesenfaust ihn erfaßt und von der Brücke geschleudert, so wirbelte er durch die Luft. Dabei bewegte er seine Arme und Beine, so daß der Vergleich mit einem Vogel einfiel.
Dann erfolgte der Aufprall. Hart klatschte Koschik auf die Planken.
Einer der Männer rannte zu ihm. Als er zurückkehrte, war sein Gesicht weiß.. »Was ist?« schrie Hansen.
»Genickbruch!«
Da nickte der Erste. Für zwei Sekunden hörten sie nur das Heulen des Windes und das Klatschen der Brecher gegen den Schiffsrumpf, bevor hohe Gischtfontänen in die Luft geschleudert wurden.
Und dann erschien der Dschinn.
Wieder hatte er fürchterlich zugeschlagen. Aber diesmal zerstörte er die Brücke restlos.
Die erschreckten Seeleute sahen die einzelnen Teile durch die Luft fliegen. Leichtere Stücke wurden vom Wind gepackt und über Bord geweht. Die schweren klatschten auf das Deck und zerstörten dort noch mehr.
Wieder gellten Todesschreie auf. Die Disziplin auf diesem Schiff war nicht mehr aufrechtzuerhalten. Der Kapitän fehlte, und Hansen gehorchte nur dem Selbsterhaltungstrieb. Er wollte so schnell wie möglich dieses Schiff verlassen, denn gegen diesen Geist konnte niemand etwas ausrichten, das stand fest.
»Zu den Booten!« brüllte er.
Die Rettungsboote waren wirklich die einzige Chance, dem tödlicher Grauen zu entgehen.
Der Dschinn tobte sich nahe der Brücke aus. Manchmal war er nicht zu sehen, dann nur ein Teil von ihm, aber immer wieder erschien die gefährliche Sense mit der blutigen Klinge.
Der Dschinn zerhackte das Schiff.
Schweres Metall, das bisher allen Brechern und Stürmen der See

getrotzt hatte, wurde zerschnitten wie Papier. Die magische Kraft der Sense ermöglichte es. Der Schwarze Tod hatte wirklich ein schlimmes Erbe hinterlassen.

Wie von Sinnen war der Dschinn. Er hieb um sich. Ein Berserker, ein wilder, ungezügelter Geist, ein gefährliches Monstrum, das mit seiner Sense die Bordwände auftrennte, so daß Wasser eindringen konnte.

Der Dschinn hieb den Walfänger regelrecht in Stücke. Er nahm dabei keinerlei Rücksicht auf die Menschen, war brutal bis zum Exzeß, zeigte eine erschreckende Gnadenlosigkeit und war durch nichts und von niemand zu stoppen.

Hansen und drei weitere Leute schafften es in der Tat, ein Rettungsboot abzufieren.

In zahlreichen Übungen war so etwas durchexerziert worden, aber noch nie im Ernstfall. Dies hier war der erste Schiffsbruch der Männer. Und die »Lucky Bay« bekam langsam Schlagseite. Wahre Brecher überspülten das Deck, zwei Fliehende wurden in die eiskalten Fluten um Kap Hoorn gerissen.

Die Seeleute wußten es selbst nicht, wie es ihnen gelang, in das Boot zu steigen. Aber alle drei schafften es. Neben ihnen tanzte die Persenning auf den Wellen, sie hatten sie in fieberhafter Eile abgerissen und ins Meer geworfen.

Nun begann der Kampf ums nackte Überleben!

Die Männer mußten nicht nur gegen das gefräßige Monster Meer ankämpfen, sondern auch gegen die Kälte, den Sturm, gegen Regen und den Schnee.

Zum Glück war das Rettungsboot mit einem Außenborder ausgerüstet. Der Kapitän hatte immer darauf geachtet, daß die Boote in Ordnung waren. Dies machte sich nun bezahlt.

Der Motor sprang sofort an, genau in dem Moment, als sich die Männer auf einem hohen Wellenkamm befanden, und es schien ihnen, als würden sie darauf reiten.

Wie gebannt starrten sie hinüber zu ihrem Schiff, das der grüne Dschinn in Besitz genommen hatte und systematisch zerstörte.

Irgendwie war der Anblick trotz all seiner Schrecken faszinierend. Der grüne Dschinn bewegte sich ungemein schnell.

Immer öfter tauchte die gewaltige Sense auf. Wenn sie hochgerissen wurde, schimmerte das Blut an ihrer Klinge, und im nächsten Augenblick hieb sie wieder in das Metall des Schiffes.

Da knallte und fetzte es. Die Planken stöhnten unter den mörderischen Attacken. Wasser drang in den Schiffsbauch. Seinen Weg fand es immer. Es preßte auch die noch haltenden Nieten auseinander.

Die Seeleute erlebten das Grauen. Alte Geschichten, die von Meergeistern handelten und von Mund zu Mund gingen, wurden

wahr. Der Dschinn war nicht mehr aufzuhalten. Sein Haß sprengte alle Grenzen.

Nicht alle Männer der Besatzung hatten das Schiff verlassen.

Einige befanden sich noch bei den Rettungsbooten. Sie versuchten verzweifelt, die Boote zu Wasser zu lassen. Ihre Schreie waren zu hören, und ihre drei Kameraden, die es schon geschafft hatten, drückten ihnen die Daumen.

Den harten Seeleuten standen die Tränen in den Augen, als sie mit ansahen, wie ihre Kameraden vergeblich kämpften. Sie schafften es nicht mehr, die Boote zu Wasser zu lassen.

Der grüne Dschinn war schneller.

Er kam über sie wie ein Gewitter, und er brachte seine Sense mit.

Ihr Blatt war rot vom Blut der Opfer. Er setzte die Waffe gnadenlos ein.

Das Boot mit den drei Geretteten wurde in ein Wellental gedrückt. So sahen die Männer nicht, was tatsächlich auf »Lucky Bay« passierte. Und das war gut so. Sie hätten vielleicht den Verstand verloren.

Gerd Hansen saß im Heck des Bootes, dicht neben dem wasserdicht verpackten Proviantsack und den Schwimmwesten.

Noch hatten die Männer keine Zeit gefunden, sie anzulegen, sie wollten erst einmal weg aus dieser Hölle, denn wenn die »Lucky Bay« sank, war es durchaus möglich, daß ihr Rettungsboot von dem gewaltigen Strudel in die Tiefe des Meeres gerissen wurde.

Unsichtbar schwebte der Tod über ihnen. Er hielt seine knöchernen Arme bereits ausgestreckt, um nach den Flüchtenden zu fassen.

Aber die Männer kämpften.

Sie hielten sich tapfer in dieser Wasserhölle, wo die Wellen mit ihnen spielten, wie sie wollten. Sie waren wie gierige Arme, die das Boot einmal hoch in die Luft schleuderten, auf einem Wellenkamm tanzen ließen und es dann wieder in die Tiefe – sprich Wellental – rissen. Manchmal fühlten sich die Männer wie in einem Kreisel. Sie wurden herumgerissen in einem furiosen Wirbel und im nächsten Moment wieder ausgespien.

Wasser spritzte über die Bordwände und verteilte sich im Boot.

»Schöpfen!« brüllte Hansen. »Verdammt, wir müssen schöpfen, sonst saufen wir noch ab!«

Geräte waren vorhanden. Wild und nahezu verbissen arbeitete die kleine Crew und hielt dabei gleichzeitig Ausschau nach Schiffbrüchigen.

Sie sahen keinen.

Der gierige Moloch See hatte sie alle verschlungen.

Nur drei hatten es geschafft.

Bis jetzt!

Immer wieder konnten sie ihr Schiff sehen. Die »Lucky Bay« hatte

schwere Schlagseite. Wellenberge donnerten heran. Sie überschwemmten das Boot mit wahren Schäumen aus Gischt und Spritzwasser. Und dazwischen wütete der Dschinn.

Der grüne Schein hatte sich wie ein gewaltiger Schleier über das sinkende Schiff gelegt. Auch der Wind schaffte es nicht, ihn zu vertreiben. Der Dschinn trotzte selbst den Gewalten der Natur. Er war der stärkere.

Das Rettungsboot trieb weiter ab. Schon bald konnten die Männer das Schiff nicht mehr sehen, denn der Vorhang aus Regen und Schnee nahm ihnen die Sicht. Jetzt kamen sich die Männer so mutterseelenallein vor. Aber sie wußten genau, was sie zu tun hatten. Trotz ihrer Angst saßen die Handgriffe.

Da wurde das Funkgerät hervorgeholt. Falls es noch eine Chance gab, Hilfe zu erhalten, dann nur über dieses Gerät. Vielleicht befand sich ein Schiff in der Nähe, das die Signale auffangen konnte. Die Männer drückten sich selbst die Daumen.

Die Sender waren mit leistungsstarken Batterien bestückt worden, so daß sie lange durchhalten konnten. Vielleicht war es doch möglich, daß ihr Peilton gehört wurde.

Sie versuchten es immer wieder.

Gerd Hansen, der Erste, achtete auf den Kurs. Sie mußten nach Norden. Wenn sie diese Richtung beibehielten, dann gelangten sie in den Inselwirrwarr, der Feuerland vorgelagert ist.

Der Kampf begann.

Es war wirklich ein Kampf, denn keiner der Männer wußte, ob das Boot es schaffen würde. Zudem gab es vor der Küste gefährliche Klippen und Riffs, die dicht unter der Wasseroberfläche lagen und die Schiffsrümpfe wie mit Messern zerschnitten.

Hinzu kam die Angst vor dem grünen Dschinn. Würde dieses Monster ihnen folgen, wenn es bemerkt hatte, daß noch Menschen am Leben waren?

Nicht nur das Meer machte den Männern zu schaffen, auch die Kälte. Sie alle waren naß, die Uniformen klebten an ihren Körpern, salziges Wasser hatte auf den Gesichtern eine Kruste hinterlassen, rauh und aufgesprungen waren die Lippen, doch an Aufgabe dachten sie nicht.

Der grüne Schein hatte sich ebenfalls abgeschwächt, ein Zeichen, daß sie sich dem sinkenden Schiff immer weiter entfernten, und so etwas wie Hoffnung keimte in ihnen auf.

Kurs Nord!

Immer wieder schrie Hansen diese beiden Worte. Sie durften auf keinen Fall zu weit abtreiben, denn dann würde sie der Sturm überrollen.

Die Männer wußten nicht, wieviel Zeit vergangen war. Sie hofften, beteten und schöpften.

Der Sturm spielte mit ihrem Boot, wie er wollte. Manchmal schleuderte er es wie eine kleine Nußschale über die Wellenberge.

Verbissen kämpften die Männer gegen die Gewalten der Natur.

An Aufgabe dachten sie nicht, und sie schafften es, den Kurs zu halten. Bei klarem Wetter hätten sie sicherlich schon einige Inseln sehen können, doch hier raubte ihnen der Regenvorhang die Sicht.

Das Boot blieb auf dem Wasser.

Den Schiffbrüchigen erschien es schon wie ein kleines Wunder, daß sie noch nicht gekentert waren, und plötzlich geschah etwas, das sie als richtiges Wunder betrachteten.

Das Wetter klarte auf.

Es geschah nicht Schlag auf Schlag, aber der Regen ließ nach, und auch der Wind trieb die Wellen nicht mehr so hoch. Zwar blieb das Meer weiterhin unruhig, im Vergleich zu den vorherigen Stunden war es jedoch fast eine Erholung für die Männer.

Sie atmeten zum erstenmal nach langer Zeit auf.

Und sie sahen Land!

Inseln!

Zahlreiche Flecken schauten aus dem Wasser. Sie waren von unterschiedlicher Größe. Vegetation konnten sie auf keiner der Inseln erkennen, nur den dunklen, grünbraun schimmernden Boden.

Vor den Inseln lauerten Untiefen und Riffe.

Hansen warnte seine Kameraden. Sie gaben noch mehr acht, denn sie wollten nicht noch dicht vor dem Ziel kentern.

Strudel entstanden. So manches Mal gurgelte und schmatzte vor ihnen das Wasser. Sie kamen wegen der Strömung nur noch langsam voran.

Hin und wieder schoben die Wellen das kleine Boot auch vorwärts. Dann schlingerte es regelrecht, und der Mann im Heck, der gleichzeitig auch als Steuermann fungierte, hatte seine liebe Müh und Not, mit dem Boot fertig zu werden.

Aber sie schafften es.

Es gelang ihnen sogar, die größte der Inseln anzufahren. Sie hatte zum Glück keine Steilküste, sondern an ihren Rändern einen langen, grauen Strand, der mit Felsbrocken übersät war und auf dem die Wellen ausliefen.

»Wir packen es!« schrie Hansen. »Verdammt, wir packen es!«

Sein Gesicht verzerrte sich dabei, die Augen leuchteten, und er sollte mit seiner Prognose recht behalten.

Sie schafften es in der Tat.

Irgendwann schrammte der Kiel des Bootes über den rauhen Sand. Kleinere Steine rutschten und schabten über die Außenwand und zogen Streifen in das feuchte Holz.

Die Männer sprangen aus dem Boot.

Das auslaufende Wasser umspielte ihre Knie. Mit vereinten Kräften schafften es die Schiffsbrüchigen, ihr Rettungsboot auf den Strand zu schieben. Und zwar so weit, daß die Wellen es nicht mehr erreichen und zurückholen konnten.

Als dies erledigt war, schauten sich die drei an. Sie nickten sich zu, und dann fielen sie wie auf Kommando um. Die Erschöpfung war einfach zu groß. Im feuchten Sand lagen sie auf dem Rücken und atmeten tief durch. Ihre Brustkörbe hoben und senkten sich.

Der blondhaarige Gerd Hansen war völlig erledigt. Er dankte dem Himmel, daß er es überstanden hatte.

Gil Meier, ein Mann aus dem Elsaß, klein, drahtig, schwarzhaarig und mit einem Gesicht wie ein Pirat, murmelte Worte, die niemand verstand.

Harry Cumberland, er stammte aus Southampton, war verheiratet und hatte zwei Kinder zu Hause, dachte an seine Familie. Er war der stärkste von ihnen und hatte die kräftigen Hände zum Gebet gefaltet.

Das Leben hatte sie wieder. Die drei Männer waren gerettet. So dachten sie…

Hansen erhob sich als erster. Er streckte den Arm aus und faßte nach dem Bootsrand. An ihm zog er sich langsam in die Höhe, bis er auf seinen wackligen Beinen stand.

»Kommt, Freunde, hoch, sonst holen wir uns hier noch den Tod. Wir müssen uns bewegen!«

Das taten sie auch. Sie standen da, schauten sich an und fielen sich lachend und weinend zugleich in die Arme. Wie die Kinder benahmen sie sich, bis Cumberland von den Kollegen sprach.

Da wurden ihre Gesichter ernst.

»Ich glaube, daß wir die einzigen sind, die es geschafft haben«, sagte Gerd Hansen.

»Ja«, fügte Gil Meier hinzu. »Es sieht so aus.« Eine Gänsehaut rann ihm bei dieser Antwort über den Körper.

»Und was unternehmen wir nun?« fragte Cumberland.

»Wir erkunden die Insel.«

Gil Meier sah den Zweiten an. Er hatte die Antwort gegeben.

»Wie Robinson Crusoe, nicht?«

»Genau.«

»Dann mal los!«

Cumberland rieb sich tatendurstig die Hände. Er hatte sich halb gedreht und schaute zur Insel hin, wo sich das Gelände vor ihnen zu einem breiten Hügelrücken erhob.

Auch die andern folgten seinem Blick.

Plötzlich zuckten sie zusammen. Von ihnen unbemerkt, war dort eine Gestalt erschienen.

Eine Gestalt, wie sie sie noch nie gesehen hatten.

Xorron!

***

Bill Conolly hatte seiner Frau Sheila versprochen, sich in diesem Jahr um den Christbaum zu kümmern. Das hieß, er mußte ihn nicht nur kaufen, sondern auch schmücken.

Kugeln, Lametta, Kerzen und kleine Süßigkeiten lagen bereit, damit der Baum sein festliches Kleid erhielt. Natürlich hatte Johnny zusehen wollen, doch Bill hatte das Zimmer abgeschlossen und noch ein Handtuch vor das Schlüsselloch gehängt, so daß der Kleine nicht hindurchschauen konnte.

Zusätzlich waren die Rollos nach unten gelassen worden. So war Bill sicher, daß man ihn nicht störte.

Draußen dämmerte es. Auch dem Reporter war weihnachtlich zumute. Er freute sich auf diesen Abend, denn sie wollten das Weihnachtsfest nicht allein feiern, sondern mit den besten Freunden. Dazu gehörten John Sinclair, Suko und Shao.

Sie würden zum Dinner eintreffen, das Sheila bereits vorbereitete. Dies geschah in der Küche. Sheila war nicht allein, denn Bill vernahm hin und wieder die helle, aufgeregte Stimme seines Sohnes.

Er hatte eine Kassette in den Recorder der HiFi-Anlage geschoben und hörte Weihnachtsmusik, deren Melodien er leise mitsummte.

Zuerst nahm Bill die bunten Kugeln. Einmal schritt er um den Baum herum und suchte sich die besten Stellen aus, wo er die Kugeln aufhängen konnte.

Bill tat dies mit einer Akribie, die schon fast wissenschaftlich zu nennen war. Auf seinen Lippen lag ein Lächeln, man merkte es dem Reporter an, welchen Spaß er hatte.

Nach den Kugeln folgte das Lametta. Zuerst jedoch hatte sich Bill einen Schluck verdient, das gehörte gewissermaßen zur Tradition.

Er ging zum Barschrank, holte eine Flasche Whisky hervor und schenkte sich einen Doppelten ein.

Genießerisch verdrehte der Reporter die Augen, als er den ersten Schluck nahm und daran dachte, daß er auf einem Bein nicht stehen konnte. Deshalb gönnte er sich auch noch einen zweiten.

Dann nahm er die ersten Lamettafäden auf und wunderte sich, als er plötzlich eine Frauenstimme weihnachtliche Lieder singen hörte. Bill blieb stehen und runzelte die Stirn.

Aus den Lautsprechern drang der Gesang nicht, bis ihm einfiel, daß es Sheila war, die zusammen mit Johnny die Lieder sang. Der Reporter lächelte.

Das sah Sheila ähnlich. Sie bereitete den Kleinen auf jedes Fest gründlich vor.

Doch etwas paßte nicht zu diesem Gesang.

Das Heulen!

Zuerst glaubte der Reporter, sich getäuscht zu haben. Er blieb leicht geduckt stehen und lauschte. Ein paar Lamettafäden hingen hoch über seinen Fingern.

Wieder das Heujen…

Nein, eine Täuschung war es nicht. Und das Geräusch war auch nicht im Haus aufgeklungen, sondern draußen.

Genauer gesagt, im Garten.

Plötzlich war Bills Weihnachtsstimmung wie fortgewischt. Dieses Heulen oder Jaulen paßte nicht zu den übrigen Geräuschen des Tages. Das war etwas Fremdes – und Bedrohliches.

Sollte Gefahr im Anmarsch sein?

Ein Wunder wäre es nicht gewesen, aber Bill Conolly paßte es momentan wirklich nicht. Er hatte sich auf den Weihnachtsabend gefreut und wollte sich nicht durch irgend etwas ablenken lassen.

Nur nahmen Dämonen auf menschliche Pläne oder Gefühle leider keinerlei Rücksicht. Da waren sie eiskalt.

Bill dachte nach. Sheila befand sich mit dem Jungen in der Küche.

Sie hatten wohl nichts vernommen, denn momentan stimmten sie ein neues Lied an.

So konnte Bill dann nachschauen. Er setzte sein Vorhaben sofort in die Tat um, ging auf das Fenster zu und ließ das Rollo ein Stück hochfahren.

Lichter schimmerten im Garten. Es war der Tannenbaum mit den elektrischen Kerzen. Zudem lag noch Schnee auf dem Boden. Nicht mehr ganz so frisch und weiß, sondern schon leicht angegraut.

Der Reporter duckte sich, denn er hatte das Rollo bis nur etwa in Hüfthöhe hochfahren lassen. So konnte er in den Garten schauen.

Das Heulen oder Klagen hatte sich angehört, als wäre es von einem Tier ausgestoßen worden. Vielleicht von einem großen Hund, aber Bill entdeckte keinen.

Er kniete sich vor die Scheibe, schaute nach rechts, links und auch weiter in den Garten hinein, wie es ihm das spärliche Licht des Tannenbaums erlaubte.

Kein Fremder zu sehen.

Bill schluckte. Das durfte es nicht geben. Er hatte sich doch nicht getäuscht. Vielleicht hatte sich das Tier irgendwo versteckt. Büsche und Sträucher gab es genug auf dem Gartengelände.

Sosehr der Reporter auch schaute, er entdeckte nichts, was ihn störte.

Tief holte er Luft. Was sollte er jetzt noch tun? Sich eine Taschenlampe nehmen und nach draußen laufen, um den Garten zu durchsuchen? Nein, das wollte er nicht, es war ihm einfach zu dumm. Zudem konnte es möglich sein, daß ihm seine Nerven einen Streich gespielt hatten. So etwas war immer drin.

Bill richtete sich wieder auf.
Er befand sich noch in der Bewegung, als er den Schatten sah.
Von seinem Standpunkt aus gesehen, links huschte er weg. Raus aus dem Lichtschein.
Also doch!
Und es war ein großes Tier gewesen, dies hatte der Reporter deutlich erkannt.
Er ließ das Rollo wieder nach unten fahren, stand für einen Moment unentschlossen vor dem Fenster und drehte sich dann abrupt um. Bill hatte einen Entschluß gefaßt. Er wollte draußen im Garten nachsehen, dabei aber nicht unbewaffnet sein.
Leise schloß der Reporter die Tür auf. Er hatte vor, sich aus dem Wohnzimmer zu stehlen. Genau in diesem Augenblick verließ Sheila die Küche.
Hastig schloß Bill die Tür hinter sich.
Erstaunen lag auf Sheilas Gesicht.
»Du bist schon mit allem fertig, Bill?«
»So gut wie.«
»Was heißt das?«
Bill grinste verzerrt und hob die Schultern. »Ich muß nur noch einmal raus.«
»Was willst du denn?«
»Ich habe was vergessen. Der Stamm des Tannenbaums ist zu breit, und in der Garage habe ich ein kleines Beil liegen, damit hacke ich den Stamm schmaler.«
Sheila runzelte die Stirn. »Seltsam«, sagte sie. »Als wir ihn einstielten, war er noch normal.«
»Und jetzt wäre er mir fast umgefallen«, erwiderte der Reporter ziemlich heftig.
»Bill, da stimmt doch was nicht. Du bist so nervös.«
»Ich will eben fertig werden.«
»Okay, ich laß dich in Ruhe.« Sheila lächelte.
Bill war wirklich froh, daß seine Frau nicht noch weiter nachbohrte. Er atmete erst einmal tief durch und schlug nicht den Weg zur Garage ein, die er auch vom Haus aus erreichen konnte, sondern ging zuerst ins Schlafzimmer.
Dort bewahrte er seine Waffe auf. Sie lag in einer kleinen Schublade. Es war eine Beretta. Im Magazin steckten geweihte Silberkugeln.
Bill Conolly nahm die Pistole an sich. Er wußte zwar nicht genau, ob er sie auch gebrauchen würde, aber Sicherheit ging in diesem Falle wirklich vor.
Bill trug keine Halfter. Er steckte die Waffe in den Gürtel und achtete darauf, daß sein Jackett darüberfiel, wenn er ging. Dann verließ er den Schlafraum.

Auch diesmal bewegte sich Bill sehr vorsichtig. Er wollte nicht, daß Sheila ihn hörte. Sie befand sich weiterhin mit dem Jungen in der Küche.

Bill nickte zufrieden, zog behutsam die Haustür auf, und als er sich nach rechts wandte, wäre er fast über Johnnys gelbe Stiefel gestolpert, die neben der Tür lagen. Über einen schmalen Weg und an der Garage vorbei gelangte er in den Garten, wo er den Schatten entdeckt hatte. Bill sah zu, daß er immer dicht an der Hauswand blieb. Eine innerliche Spannung hielt ihn umklammert. Von den Zweigen der Bäume tropfte Wasser und klatschte auf seine Schultern.

Etwa zwei Minuten nach Verlassen des Hauses stand Bill Conolly vor der Terrassentür. Von hier hatte er den besten Überblick. Der Garten lag wirklich dunkel vor ihm. Allein der Tannenbaum brach eine dreieckige Lichtinsel aus der Finsternis. Der Schnee war längst von seinen Zweigen gerutscht. Das Tauwetter und die Wärme der elektrischen Kerzen sorgten dafür.

Sosehr sich der Reporter auch anstrengte, er konnte kein Tier entdecken. Aufgeben wollte er jedoch nicht. Bill hatte vor, den Garten einmal zu umrunden.

Er nahm den kleinen Weg von der Terrasse und bewegte sich vorsichtig auf den Mittelpunkt des Gartens zu. Dort saßen sie im Sommer oft und grillten. Jetzt war der Platz verwaist.

Büsche und Sträucher wirkten irgendwie gespenstisch. Der alte Trog, der immer mit Wasser gefüllt war, damit die Vögel trinken und baden konnten, zeigte auf seinen Rändern noch Schneereste.

Neben dem Trog blieb der Reporter stehen. Sein Blickwinkel war nicht schlecht, von hier aus hatte er eine gute Übersicht. Bill war kein heuriger Hase mehr. Er hatte es gelernt, sich zu konzentrieren, wobei er sich sehr auf seine Umgebung einstellte und auf jedes fremde Geräusch achtete.

Das tat er jetzt auch.

Der Reporter verschmolz quasi mit seinem Garten, er lauschte, horchte, wollte wissen, ob sich etwas Fremdes in seiner unmittelbaren Umgebung befand. Dabei gelang es ihm sogar, die Geräusche der fallenden Wassertropfen auszuklammern.

Wo lauerte das Unbekannte?

Da, plötzlich sah er die helleren Punkte. Sie lagen dicht nebeneinander, wie ein Augenpaar, doch es gehörte keinem Menschen, sondern einem Tier, denn es befand sich nur wenig mehr als kniehoch über dem Boden.

Bill streckte seine Hand ein wenig vom Körper ab. Er merkte, daß sie zitterte. Die Nervenanspannung war doch ziemlich groß gewesen, und sie hielt weiterhin an.

Würde das Tier ihn angreifen?

Bill überlegte, wer in der Nachbarschaft eigentlich einen Hund hatte und wie dieser sich verlaufen konnte, denn die Zäune um die einzelnen Grundstücke waren doch relativ hoch. Allerdings konnte sie ein kraftvoll gebauter Schäferhund auch überspringen.

Bill blieb in Lauerstellung. Er hob seine rechte Hand an, um sofort schießen zu können.

Das Tier bewegte sich.

Bill sah es daran, daß die Augen wanderten. Von ihm aus gesehen nach links, und in der Höhe blieben sie vorerst. Der Körper des Tieres verschmolz dabei mit der Dunkelheit, die inzwischen die Dämmerung abgelöst hatte.

Die Gefahr wuchs.

Bill Conolly sah nämlich nicht nur die Augen des Tieres, sondern auch dessen Körper, und er mußte seine Meinung sofort revidieren.

Das war kein Schäferhund. Niemals wurde ein Hund so groß. In seinem Garten hatte sich ein großer Wolf verirrt.

Genau!

Augenblicklich dachte der Reporter an einen Werwolf. Der Gedanke lag nahe, mit diesen Geschöpfen hatte er schon des öfteren zu tun gehabt. Jetzt war er nur froh, eine Silberkugel bei sich zu haben, damit konnte er das Tier erledigen.

Sein Garten schien wirklich verhext zu sein. Es lag noch gar nicht lange zurück, da wäre der kleine Johnny bald Opfer eines gefräßigen Ghouls geworden, der es geschafft hatte, sich einige Zeit im Haus zu verstecken.

Bill war damals nicht dabeigewesen, doch die Erzählungen hatten schlimm genug geklungen. Diesmal würde er sofort kurzen Prozeß machen.

Er senkte den rechten Arm ein wenig und zielte genau zwischen die Augen des Tieres. Dorthin wollte er die Kugel setzen.

Da waren die Punkte verschwunden.

Bill unterdrückte nur mühsam einen Fluch. Jetzt hatte er sich so konzentriert, und da hatte das Tier die Augen geschlossen. So ein Pech auch.

Der Reporter rechnete mit einem Angriff aus der Dunkelheit, er erwartete den Schatten, der auf ihn zuwuchten würde und sah statt dessen die Augen wieder.

Jetzt dicht vor sich.

Und auch den Körper.

Hatte er sich nicht zusammengeduckt? War er nicht schon sprungbereit?

Diese Entfernung war günstig. Der Reporter konnte nicht vorbeischießen. Er krümmte den Finger…

***

»Bill!«

Im letzten Augenblick zuckte der Reporter zurück. Er drückte nicht ab, denn Sheila hatte gerufen.

Aus den Augenwinkeln nahm er einen tanzenden Lichtstrahl wahr, der sicherlich von der Taschenlampe stammte, die Sheila bei sich trug.

»Weg mit dir!« schrie Bill. »Um Himmels willen, verschwinde!«

»Aber was ist los?«

»Ein Wolf, Sheila! Ein Wolf in unserem Garten! Zurück ins Haus, ich habe eine Waffe!«

Der Wolf hatte sich bisher nicht gerührt. Er starrte Bill nur an.

Dann aber zuckte er zur Seite und rannte los. Sein Ziel war Sheila, das sah Bill sehr deutlich, als das Tier den Lichtstrahl der Taschenlampe durchbrach.

Conolly drehte sich mit. Sein Gesicht hatte sich verzerrt. Er wußte Sheila, seine Frau, in Gefahr, und er zögerte keine Sekunde länger – er schoß.

Kurz nur leuchtete die Feuerblume vor der Pistolenmündung auf. Bill rechnete fest damit, einen Treffer erzielt zu haben, doch das Geschoß fuhr in den Rasen.

Bill Conolly hätte sich vor Wut irgendwohin beißen können. Es hatte jedoch keinen Zweck, sich zu ärgern, denn das Tier erfaßte seine Chance sofort und verschwand in der Dunkelheit.

Der Reporter jagte auf seine Frau zu. Sheila hatte noch nicht begriffen, welch eine Gefahr hinter ihr lag. Sie stand da und starrte zu Boden.

Bill faßte sie an der Schulter und schleuderte sie herum. »Lauf ins Haus!« schrie er. »Rein mit dir. Du darfst nicht hierbleiben, um Himmels willen…«

Dabei beging der Reporter einen Fehler. Er wandte dem dunklen Garten den Rücken zu.

Auf so eine Chance hatte der Wolf nur gelauert. Mit drei lautlosen, kräftigen Sätzen hatte er die Distanz überbrückt, stieß sich ab und sprang genau in den Rücken des Reporters.

Es war ein ungemein wuchtiger Aufprall, mit dem Bill wirklich nicht gerechnet hatte, denn sonst hätte er sich sicherlich abgestemmt. So aber wurde er nach vorn katapultiert, verlor das Gleichgewicht, konnte sich nicht mehr fangen und stürzte zu Boden.

Augenblicklich war der Wolf über ihm.

Er hockte auf seinem Rücken und ließ Bill vorerst keine Chance, sich herumzudrehen. Dann spürte der Reporter die Zähne an seinem rechten Handgelenk.

Als wäre die Beretta heiß, so schnell ließ er sie fallen. Gleichzeitig knickte der Wolf mit seinen Vorderläufen ein, riß das Maul auf und setzte die Zähne genau auf die Haut an Bill Conollys Hals. So blieb er

hocken.
Sheila war entgegen den Anordnungen ihres Mannes nicht ins Haus gelaufen. Sie war an der Hausecke stehengeblieben, hatte die Kämpfenden nur als Schatten erkannt, sah allerdings trotzdem, daß ihr Mann Bill, der Unterlegene war.
Der Wolf hockte plötzlich auf ihm, und Bill besaß seine Waffe nicht mehr.
Sheila schrie wie von Sinnen…

***

Ich hatte kaum meinen Daumen auf den Klingelknopf gelegt, als die Tür schon geöffnet wurde.
Suko stand vor mir.
Richtig chic sah er aus in seinem grauen Anzug, einem weißen Hemd und der Krawatte. So chic, daß ich mir ein hämisches Grinsen nicht verkneifen konnte.
Der Chinese verstand sofort. »Denkst du eigentlich, du würdest besser aussehen?«
»Dunkelblau mit Nadelstreifen macht sich immer gut«, erwiderte ich.
»Vor allen Dingen, wenn du die Plastiktüten eines Kaufhauses in der Hand hältst.«
»Das macht nichts, denn hier kommt es nur auf den Inhalt an, alter Junge. Soll ich warten, oder ist Shao schon fertig?«
»Keine Ahnung, ich sitze schon seit einer halben Stunde geschniegelt und gespornt.«
»Dann komme ich rein.«
Suko gab die Tür frei. Ich schnupperte. Es roch nach Parfüm und Haarspray.
»Bist du das?« fragte ich.
»Was?«
»Der da so stinkt wie ein männliches Freudenhaus.«
»Scheinst dich gut auszukennen, wie?«
Ich stellte die Tüten ab. »Als Polizeibeamter muß man in allen Sätteln gerecht sein.«
»Vor allen Dingen Sätteln.«
Im Wohnzimmer roch es weihnachtlich. Shao und Suko hatten sich den europäischen Gepflogenheiten angepaßt. Sogar ein kleiner Tannenbaum stand auf dem Tisch.
Ich hatte keinen. Meine Wohnung war eine richtige Junggesellenbude, und als ich das alles so sah, da war ich wieder einmal froh, nicht nach Gran Canaria gefahren zu sein.
Ich pflanzte mich in den Sessel.
»Willst du was trinken?« fragte Suko.
»Höchstens ein Sodawasser.«

Das erhielt ich auch. Als Suko es mir brachte, betrat Shao das Zimmer. Überrascht pfiff ich durch die Zähne. »Mann, du hast dich ja in Schale geworfen.«

Die dunkelhaarige Chinesin lachte. »Wenn du das sagst, John, glaube ich das nicht.«

»Doch, das schwarze Kleid steht dir gut. Ehrlich. Nur die Schlitze vermisse ich.«

»Die Chinamode habe ich abgelegt.«

Ich trank und schaute Shao an. Das Kleid lag wie eine zweite Haut auf ihrem Körper. Es bewies deutlich, wie gut die junge Chinesin gewachsen war. Der Ausschnitt befand sich am Rücken und war ein schmales, aber langes Dreieck, das erst dicht über dem letzten Wirbel aufhörte.

Suko war wirklich zu beneiden.

»Sollen wir dann?« fragte Shao..

Ich trank mein Glas leer und stand auf. »Okay, ich habe nichts dagegen.«

Shao erinnerte Suko noch an die Geschenke. Jetzt sah ich, daß auch er Tüten trug, und konnte mir natürlich eine entsprechende Bemerkung nicht verkneifen, so daß Suko das Gesicht verzog.

Gemeinsam fuhren wir mit dem Lift nach unten. Der Bentley wartete in der Tiefgarage. Ich hatte ihn sogar waschen und polieren lassen. Eigentlich Unsinn im Winter, aber manchmal flippt man auch als Beamter aus.

Shao, Suko und ich fuhren durch ein weihnachtliches London.

Wir hatten ja auch die hektische Vorweihnachtszeit miterlebt und waren überrascht, was die Leute noch so alles einkauften, obwohl es ihnen ziemlich schlecht ging und die Arbeitslosenquote die Zahl drei Millionen erreicht hatte.

Es war ruhig.

Herrlich, einmal so durch die Stadt zu fahren. Und das am frühen Abend, wo normalerweise die Hölle los war. Wir aber merkten nichts davon und genossen die Fahrt regelrecht. Noch einmal erstrahlten die festlichen Lichtkaskaden an den Geschäften, da gab es Tannenbäume und Weihnachtsmänner aus Glühbirnen, und jeder wünschte dem anderen ein frohes Fest.

In ein paar Tagen würde der ganze Kram eingemottet, um im nächsten Jahr wieder hervorgeholt zu werden.

So war es immer.

Nachdem wir die unmittelbare City hinter uns gelassen hatten, kamen wir noch besser voran. Die Straßen waren vom Schnee geräumt. Es hatte allerdings auch getaut. Nur noch an den Rändern lag grauschwarzer Matsch.

Auch mich überkam eine – sagen wir ruhig – weihnachtliche Ruhe.

Ich dachte in diesen Momenten nicht mehr an Dämonen oder finstere Mächte, sondern nur noch an den vor uns liegenden Abend.

Wie es in England Tradition ist, hatte Sheila sicherlich einen Truthahn gebraten. Wir würden dazu Wein trinken, in Kerzenlicht schauen und vielleicht das abgelaufene Jahr noch einmal Revue passieren lassen.

Als Nachtisch gab es sicherlich Plum-Pudding. Darauf freute ich mich auch.

Bill wohnt bekanntlich im Londoner Süden, wo die Straßen schmaler sind und die Umwelt noch einigermaßen in Ordnung ist.

In den Vorgärten der Häuser standen Weihnachtsbäume, deren elektrische Kerzen ihren hellen Schein verbreiteten.

Wir unterhielten uns kaum. Irgendwie befand sich jeder von uns in einer anderen Stimmung als sonst. Die sollte nicht durch Gespräche gestört werden.

Im Innenspiegel sah ich, daß Suko und Shao ihre Hände aufeinandergelegt hatten. Ich mußte lächeln. Die beiden waren wirklich verliebt wie am ersten Tag.

Wir befanden uns bereits in der Nähe des Conollyschen Hauses, und Suko begann damit, die Pakete aus den Kaufhaustüten zu holen. Mit denen wollte er nicht bei Sheila, Bill und dem kleinen Johnny aufkreuzen.

»Soll ich deine auch herausnehmen?« fragte er.

»Ich bitte darum.«

»Oh, wie förmlich.«

Noch eine Kurve. Dann rollten wir durch die Straße, an der das Haus liegt. Hier hätte Bill Conolly fast einmal sein Leben verloren, als ihn Desteros Würgehand umbringen wollte. Suko und ich waren im letzten Augenblick erschienen.

Es hatte sich wirklich viel bei den Conollys ereignet. Sogar ihr Haus war in eine andere Dimension transportiert worden, war aber zurückgekehrt und hatte als schreckliches Erbe einen Ghoul hinterlassen, mit dem wir noch große Schwierigkeiten hatten.

Alles Vergangenheit. Ich wollte nicht mehr daran denken, sondern nur an die nahe Zukunft. Mein Magen meldete sich bereits.

Wenn ich an den Truthahn dachte, verspürte ich Hunger.

Das Tor zum Grundstück stand offen. Ich blinkte und ließ den Bentley hindurchrollen.

Ein gewundener Weg führte zum Haus hoch, das auf einem kleinen Hügel lag, den Bill hatte anschütten lassen. Wir sahen Schneereste, kahle Sträucher und Bäume.

Typisch für den Winter.

Über dem Eingang brannte eine Lampe. Auch entdeckten wir einen leuchtenden Baum.

Die letzten Yards.
Ich zog den Wagen noch einmal nach links, um ihn vor der großen Doppelgarage abzustellen.
Motor aus, Türen auf, aussteigen…
Da hörten wir die Schreie!

***

Gil Meier, der Seemann aus dem Elsaß, boxte Harry Cumberland in die Seite. »Träume ich, oder ist das wirklich ein Kerl, der da steht?« fragte er leise.
»Du träumst nicht, Gil.«
Auch Gerd Hansen starrte mit offenem Mund auf die Gestalt. So etwas hatte er noch nie in seinem Leben gesehen, und er war verdammt weit herumgekommen.
Das Wesen, das dort auf der Hügelkuppe stand, konnte man schwerlich mit dem Begriff Mensch umschreiben. Es war wesentlich größer als ein Mensch, hatte zwar die Formen, aber der Körper schimmerte hell, als hätte man ihn in eine silbrige Haut gezwängt.
Auch der Schädel war glatt. Kein Haar konnten die Männer sehen.
Völlig kahl präsentierte er sich, wie geschoren.
Ein Gesicht hatte dieses Wesen ebenfalls nicht aufzuweisen, sondern nur eine glatte Fläche. Das erkannten die drei Männer genau.
Sie entdeckten an ihm weder Augen, Mund noch Nase. Und doch besaß Xorron diese Organe. Die Männer konnten sie aus dieser Entfernung nur nicht erkennen, weil es sich bei ihnen nur um Schlitze handelte.
Etwas sahen sie doch. Die Haut erschien ihnen durchsichtig. So ähnlich sah Milch aus, die man mit Wasser vermischte, ziemlich trübe, und unter der Haut, da befanden sich die Umrisse eines Skeletts.
»Was ist das?« flüsterte Gil.
»Ich weiß es nicht«, erwiderte der Zweite.
»Ob von dem das Licht stammt?«
»Nein, das war ein Geist. Der hier ist doch fest und eine richtige Gestalt, wie ich meine.«
Harry Cumberland flüsterte. »Der sieht aus wie einer von einem anderen Stern.«
Seine Kameraden nickten. Niemand lachte Harry aus, denn der Fremde hatte tatsächlich etwas Utopisches an sich. So etwas war ihnen noch nie begegnet, und sie hatten sich wirklich in der Welt herumgetrieben.
Die Männer vergaßen ihre Umwelt. Sie spürten nicht den scharfen Wind, der wie mit Messern durch ihre feuchte Kleidung blies und die Haut malträtierte, sie hatten nur Augen für dieses unheimliche Wesen. Und sie fürchteten sich davor, denn dieser seltsame Mensch strahlte

eine regelrechte Bedrohung aus. Er konnte einem Angst einjagen, und die Männer schüttelten sich, als kalte Schauer über ihre Rücken rannen.

»Was machen wir?« fragte Gil.

Jetzt war Gerd Hansen auch überfragt. Er konnte nur die Schultern heben. Er selbst traute sich nicht, auf die Gestalt zuzugehen, weil seine Furcht zu groß war. Lieber blieb er zurück und überließ dem anderen die Initiative.

Und dann öffnete die Gestalt den Mund.

Jetzt sahen die drei Geretteten, daß das Wesen sehr wohl ein Maul besaß, und sie sahen noch mehr. Gräßliche, lange Zähne, wie Stifte angeordnet und darauf spezialisiert, alles zu zerreißen, was sich ihnen als Beute bot.

»Das ist ein Kannibale!«

Harry Cumberland sagte dies. Abermals widersprach ihm niemand. Die Männer nickten nur.

»Habt ihr Waffen?« erkundigte sich Hansen.

»Kaum«, meinte Meier.

»Wieso?«

»Nur unsere Messer.«

»Damit können wir gegen ihn nichts ausrichten«, gab Gerd Hansen zurück. »Dann weiß ich auch nicht, was wir tun sollen.«

Die drei waren ratlos. Hansen warf einen Blick über die Schulter zurück und fixierte das Boot. Sie hatten es auf den Strand geschoben. So weit, daß die Wellen es nicht wegtreiben konnten. Das war natürlich vom seemännischen Standpunkt her vernünftig gewesen, nur wenn sie jetzt fliehen wollten, mußten sie eine zu weite Strecke zurücklegen. Das kostete Zeit, die das fremdartige Wesen nutzen konnte, um sie zu verfolgen und zu töten.

So sahen die Realitäten aus, und die drei Seeleute machten sich da nichts vor. Sie waren vom Regen buchstäblich in die Traufe geraten. Ein verdammt ungutes Gefühl.

»Zurück können wir nicht«, sagte auch Meier.

»Willst du hier stehenbleiben?« fragte Cumberland.

»Nein.«

»Was dann?«

»Können wir nicht still und heimlich verschwinden? Ich meine, wir setzen uns ab und…«

»Unsinn, das schaffen wir nicht.«

»Dann weiß ich auch nichts.«

»Vielleicht sollten wir auf den Knaben zugehen«, schlug der Erste vor. »Unter Umständen will er nichts von uns…«

»Bei dem Gebiß?« bibberte Meier. Er zog aus dem Gürtel sein Messer. Es war eine wirklich ausgezeichnete Klinge, mit der er auch das dicke

Fleisch der gefangenen Walfische aufschnitt. Dieses Spezialmesser war beidseitig geschliffen, wobei die obere Seite etwas dicker war als die untere.

Auch Harry Cumberland nahm seine Waffe in die Hand. Jetzt fühlten sich die beiden Männer etwas besser. Nur Gerd Hansen trug weder ein Messer noch eine Pistole bei sich.

Der Erste nickte. »Seid ihr bereit, Freunde?«

»Klar.«

»Okay, dann wollen wir.«

Die drei gingen los. Keiner von ihnen fühlte sich wohl. Jeder verspürte nicht nur Unbehagen, sondern auch so etwas wie Angst.

Und sie merkten, daß etwas nicht stimmte. Hier war einiges anders.

Sie befanden sich nicht nur in der letzten und windigsten Ecke der Welt, sondern auch die Luft erschien ihnen sehr seltsam. Es war ihnen, als enthielte sie geheimnisvolle, gefährliche Schwingungen.

Gil Meier umklammerte sein Messer, so fest er konnte. Die Waffe war seine einzige und letzte Hoffnung. Wenn sie versagte, konnte er von dieser Erde Abschied nehmen.

Harry Cumberland erging es nicht anders. Er betete und dachte an seine Familie, die in der Heimat England das Weihnachtsfest ohne den Vater feiern mußte. Unter Umständen würde er das nächste Fest nicht mehr erleben und seine Kinder nie wiedersehen.

Gerd Hansen war nicht verheiratet. Er wußte seine alte Mutter in Hamburg. Sie würde an ihn denken, und er dachte an sie. Hart preßte er die Lippen zusammen, so hart, daß sie nur noch einen Strich bildeten.

Der Hügel, den sie hinaufschritten, war kaum bewachsen. Hier hielt sich nur zähes braungelbes Wintergras, das sich regelrecht in dem harten Boden festklammerte und auch vom ewig wehenden Wind nicht herausgerissen wurde.

Kalt war es.

Kalt und auch grausam.

Ja, die Männer spürten die Grausamkeit, die die Gestalt vor ihnen ausströmte. Sie schlug ihnen entgegen wie eine Lohe, und sie wußten, daß sie verdammt hart kämpfen mußten, wenn sie noch etwas gewinnen wollten.

Schritt für Schritt näherten sie sich der Gestalt. Sie gingen vornübergebeugt, ihre Blicke waren starr auf Xorron fixiert, den sie für ein Wesen aus einer anderen Welt hielten.

Doch Xorron war kein Wesen aus der anderen Welt. Er stammte von der Erde, allerdings aus einer Zeit, die die menschliche Rechnung gar nicht mehr erfaßte.

Jetzt war er zurückgekehrt, denn er war ein Meister seines Fachs.

Er war der Herr der Untoten und Zombies. Die lebenden Toten und

auch die Ghouls, die Leichenfresser, hörten auf sein Kommando.
Wenn Xorron sie rief, dann stiegen sie aus ihren Gräbern und Grüften, um mit ihrem grausamen Werk zu beginnen.
Xorron bewegte sich nicht von der Stelle. Starr hatte er sein flaches Gesicht auf die sich nähernden Männer gerichtet, die für ihn nur Beute waren.
Das ahnten die Männer zwar, aber sie wollten es nicht wahrhaben.
Xorron ließ sie herankommen. Er wartete eiskalt ab und dann, als ihn nur noch eine Distanz von etwa fünf Schritten von den Männern trennte, da wandte er sich ab und verschwand.
»Er haut ab«, sagte Harry Cumberland und lachte schief.
»Der hat vielleicht Angst.« Gil Meier stellte dies mit zitternder Stimme fest.
»Das glaube nur nicht«, sagte Hansen.
Die Männer waren stehengeblieben. Sie bauten sich schräg auf, damit sie den Abhang nicht hinabrutschten.
»Sollen wir weitergehen?« fragte Meier.
Hansen nickte. »Sicher, die zwei Schritte schaffen wir auch noch.«
Seine Worte fielen auf fruchtbaren Boden. Die drei Männer setzten sich wieder in Bewegung.
Der scharfe Wind umtoste sie nach wie vor. Ihnen war kalt, die Kleidung feucht, sie klebte am Körper.
Sie überwanden auch die letzte Entfernung. Auf der Hügelkuppe blieben sie stehen.
Sie hatten erwartet, einen Blick über die Insel werfen zu können, das war auch in der Tat der Fall.
Sie schauten über die Insel, sogar fast bis zur anderen Seite. Aber sie sahen noch etwas.
Nicht nur Xorron, das weiße, große Monster, sondern auch die anderen. Es waren etwa zwanzig Gestalten. Im Halbkreis standen sie um den Herrn der Zombies herum und starrten zu den drei Männern hoch.
Menschen waren es nicht, sondern Untote, lebende Leichen.
Xorrons Armee!

***

Auf den Falkland-Inseln, östlich von Argentinien gelegen, befand sich unter anderem eine große Funkstation. Die Männer hier arbeiteten rund um die Uhr. Sie wußten um die Gefährlichkeit dieser windigen Ecke am Kap Hoorn, deshalb waren sie immer in Bereitschaft, die SOS-Rufe aufzunehmen.
Um Weihnachten herum war es hier ziemlich ruhig. Die meisten Kapitäne sahen zu, daß sie die Häfen anliefen, um dort das Fest zu verbringen.

Man hörte auf der Station auch den Funkverkehr ab. Es handelte sich fast ausschließlich um Weihnachtsgrüße, die durch den Äther geschickt wurden. Dienst schoben nur Junggesellen oder Geschiedene, denen das Weihnachtsfest ziemlich egal war.

An diesem Tag war die Horchbude, wie sie immer genannt wurde, nur von zwei Leuten besetzt. Und einer davon war noch unterwegs, um etwas zu trinken zu besorgen. In der Ecke stand ein kleiner Tannenbaum, an dem bunte Kugeln hingen. Auf Kerzen hatte man verzichtet.

Der Mann am Gerät hieß George. Er war dreißig, ein guter Funker und auch bekannt wegen seiner Witze. Denn er gehörte zu den Leuten, die Freunde in aller Welt hatten. Über Funk wurden die neuesten Witze weitererzählt, so daß sie ziemlich schnell auf die Falkland-Inseln gelangten.

Der Heilige Abend war ein schlechter Tag für Witze. Zu sentimental. George konzentrierte sich auf den Funkverkehr und auf einen Horror-Roman, in dem er schmökerte.

Dann kehrte sein Kollege zurück. Er war ein wenig jünger als George. In der rechten Hand trug er eine große Tasche aus Kunstleder.

»Hast du alles?« fragte George.

Der Mann nickte. Er hieß Snyder. Sein Haar war rot und sein Gesicht zeigte unzählige Sommersprossen. Snyders Vorfahren stammten aus Schottland.

Snyder stellte die Tasche auf den Tisch. Er hatte nicht nur zu trinken besorgt, sondern auch etwas zu essen. Gelassen packte er die Sachen aus, während George über den Taschenrand ins Innere schielte.

»Und wo sind die Flaschen?«

»Unten.«

Coladosen und Bacardi, das hatte Snyder besorgt. George leckte über seine Lippen. »Wenn die anderen feiern, wollen wir nicht nachstehen.«

»Sag ich doch«, brummte Snyder. Zuvor allerdings packte er erst die Pfannkuchen aus. Sie waren gerollt und mit Fleischstücken sowie einer scharfen Soße gefüllt.

Plastikbestecke gab es auch, und George öffnete schon die ersten Coladosen.

Gläser hatten sie ebenfalls.

»Wie willst du deine Mischung?« fragte George.

»Eins zu fünf.«

»Bist du bescheiden.«

»Wir sind im Dienst.«

»Einmal nur ist Weihnachten. Außerdem habe ich schon so viele Weihnachtsgrüße gehört, daß ich nur noch einen harten Schluck gebrauchen kann. Ist immer das gleiche.«

»Du hast eben kein Gefühl.«

»Nee, für Weihnachten nicht. Aber für einen guten Schluck immer. Die Mischung muß bei mir eins zu eins sein.«

»Laß dich nicht vom lieben Gott erwischen.«

»Der drückt heute ein Auge zu.« George hatte seine Mixerei beendet und schob Snyder ein Glas hin.

Georges Getränk sah wesentlich klarer aus als das seines Kollegen. »Na denn«, sagte er und hob sein Glas. Er setzte es an die Lippen und wollte endlich trinken, als er zusammenzuckte.

»Was ist?«

George wurde blaß. Er stellte sein Glas so hart ab, daß ein Teil der Flüssigkeit überspritzte. »Mayday!« keuchte er. »Da hat einer Mayday gemeldet. Und zwar die ›Lucky Bay‹.«

»Und? Hörst du noch was?«

»Nein, verdammt. Jetzt nicht mehr. Wie abgeschnitten. Verflucht, den Kameraden muß es dreckig gehen.«

»Aber wir haben doch keinen Sturm…«

»Vielleicht Feuer oder so.« George gab die Meldung sofort weiter.

Die Männer auf der Station waren ein eingespieltes Team. George und Snyder wußten, daß nun eine gut geölte Maschinerie in Bewegung gesetzt wurde. Nicht nur in der Nähe befindliche Schiffe wurden alarmiert, sondern von den Falkland-Inseln starteten zur selben Zeit zwei Suchflugzeuge…

***

Die Weihnachtsstimmung war wie weggeflogen.

Schreie!

Der brutale Alltag hatte uns wieder.

Da ich vorn gesessen hatte, war ich auch als erster aus dem Bentley und jagte sofort los.

Die Schreie waren nicht im Haus aufgeklungen, sondern aus dem Garten und wahrscheinlich neben dem Haus. Um dorthin zu gelangen, mußte ich den Garagenkomplex umlaufen. Von ihm aus führte ein schmaler Weg in den Garten.

Das alles wußte ich. Ich kannte mich hier aus, als wäre ich zu Hause, und dies erwies sich nun als ein Vorteil für mich.

Über dem Eingang hatte die Lampe gebrannt und mir eine gute Sicht ermöglicht. Im Garten war es dunkel. Dafür sah ich einen leuchtenden Tannenbaum weiter hinten, und schräg vor mir schnitt eine auf dem Boden liegende Taschenlampe einen hellen Tunnel in die Finsternis.

Sein Licht endete ungefähr dort, wo eine Gestalt auf dem Boden lag. Neben der Lampe stand Sheila Conolly und schrie.

Die Gestalt auf dem Boden war Bill. Er lag still und wagte nicht, sich zu rühren, denn über ihm hockte ein Wolf, der seine Schnauze weit aufgerissen hatte und dessen Zähne sich dicht über dem Hals meines

Freundes befanden.

Ich hatte den gleichen Gedanken wie Bill zuvor.

Ein Werwolf!

In unserem Job ist es natürlich, daß man so denkt, und meine rechte Hand flitzte sofort zur Beretta. Ich hatte es mir angewöhnt, die Waffe immer mitzunehmen. Auch wenn ich privat unterwegs war oder irgendwelche Festlichkeiten besuchte.

Sheila hatte mich gesehen. »John, gib acht!« schrie sie. »Um Himmels willen, beweg dich nicht! Die Bestie wird Bill töten!«

Ich blieb stehen, aber mit der schußbereiten Beretta.

Es war verflixt schwer für mich, eine Entscheidung zu fällen.

Wenn ich schoß, mußte ich den Kopf des Tieres treffen, was bei diesem Büchsenlicht wirklich nicht leicht war. Das gab mir allerdings noch nicht die Garantie, daß der Wolf nicht zubeißen würde. Er konnte im letzten Moment zuschnappen, dann war es um meinen Freund Bill Conolly geschehen.

So und nicht anders sah die Sache aus.

Einen Schritt ging ich noch näher.

»John!« hörte ich Sheilas bebende Stimme. Die Frau war zu einem Denkmal erstarrt, und ich war nur froh, daß sich der kleine Johnny hier nicht auch noch herumtrieb.

Da drehte der Wolf den Kopf, und er bewegte sich dabei auf Bills Körper noch ein wenig nach hinten, so daß er besser in den Schein der Lampe geriet.

Für einen Moment sah ich die Augen.

Ich stutzte!

Siedendheiß rann es durch meinen Körper. Himmel, diese Augen, die hatte ich schon gesehen!

Und nicht nur einmal.

Sie schillerten grün. Es war ein helles klares Grün, wie bei einer gläsernen Murmel.

Und wer schaute so?

Nadine Berger!

Die Frau, die ich hatte sterben sehen und deren Seele sich jetzt im Körper eines Wolfes befand.

Nun war sie hier!

Bei mir sogar, in meiner unmittelbaren Nähe. Sie hatte tatsächlich den Weg gefunden.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Das durfte doch nicht wahr sein! Hoffnung, Bestürzung, in meinem Inneren war ein völliges Durcheinander. Ich vergaß meine Umwelt, sah Bill Conolly nicht und auch nicht mehr Sheila. Im Unterbewußtsein hörte ich wohl Schritte, als Suko und Shao sich näherten, meine Blicke jedoch waren nur auf das Augenpaar in dem Wolfskopf fixiert.

Nadine Berger!

Ich war so von meiner Sache überzeugt, daß ich die Beretta wegsteckte, als ich auf den Wolf zuging. Nadine sollte wissen, daß ich nicht auf sie schießen würde, und ich vernahm hinter mir Sheilas erschreckten Aufschrei sowie Sukos beruhigende Stimme. Er ahnte sicherlich die Zusammenhänge, und er wußte auch, daß ich genau das Richtige tun würde.

Noch zögerte das Tier.

Dann jedoch drehte es seinen Körper zur Seite, verließ Bill und kam auf mich zu.

Ich ging in die Knie.

Wir schauten uns an. In meiner Kehle stieg es heiß hoch. Ich streckte den Arm aus und hielt ihr meine Hand entgegen.

»Nadine?« flüsterte ich.

Sie näherte sich mir.

Eine Wölfin mit rötlichbraunem Fell, und sie hockte sich vor meiner Hand zu Boden, wobei sie ihre Schnauze auf meine ausgestreckten Finger legte.

Eine warme Zunge fuhr zwischen den Zähnen hervor und leckte auf meiner Hand den salzigen Schweiß weg.

»Nadine!« sagte ich.

Da hob die Wölfin den Kopf und schaute mich an. Unendliche Trauer stand in ihrem Blick zu lesen. Mir fuhr es durch und durch, auch meine Augen wurden feucht. Dann legte ich meinen Arm um den Kopf der Wölfin und blieb so sitzen. Ich spürte ihr warmes Fell und merkte gleichzeitig, wie sehr ich zitterte.

Minuten vergingen. Wir saßen auf dem Boden und hingen beide unseren Gedanken nach.

Sheila, Shao und Suko umstanden uns. Auch Bill hatte sich erhoben, klopfte, so gut es ging, den Schmutz von der Kleidung und hob seine Waffe auf.

Verwundert schaute er auf uns nieder.

Er durchbrach auch das Schweigen. »John, was ist geschehen? Was machst du mit diesem Werwolf?«

»Es ist kein Werwolf.«

»Nicht?«

»Nein, Bill, dieses Tier hat mir schon einmal das Leben gerettet, als ich im Wald der Skelette geköpft werden sollte. In dem Körper steckt die Seele eines Menschen, die Seele von Nadine Berger!«

»Nein!« keuchte Bill und wankte einen Schritt zurück. »Das darf nicht wahr sein.«

»Es stimmt aber.«

»Wie ist es möglich?«

»Ich weiß es nicht genau. Wir sollten ins Haus gehen. Ich muß auch

erst damit fertig werden.«
»Und der Wolf?«
»Nadine kommt mit.«
Bill zuckte zusammen, nickte dann und meinte: »Okay, John, wenn du willst.«
Sehr überzeugt klang seine Stimme nicht. Ich konnte es ihm nicht verdenken, denn Bill hatte sicherlich Todesängste ausgestanden, als ihn die Wölfin bedrohte.
Wir drehten uns um und gingen.
Nadine hielt sich an meiner rechten Seite. Sie drängte sich gegen mich, und ich spürte die Wärme ihres Körpers durch den Stoff meiner Hose.
Suko hielt mich auf. Sein Gesicht zeigte einen sehr ernsten Ausdruck. Ich wußte, was in seinem Kopf vorging. Sicherlich machte er sich über das Tier Gedanken. Es war jetzt bei uns, und zwangsläufig stellte sich die Frage: wohin damit?
»Wir reden später«, sagte ich.
Der Chinese war einverstanden.
Sheila hatte sich bei Bill untergehakt. Beide bedachten das Tier mit scheuen Blicken, das immer wieder seinen Kopf gegen meine Beine drückte und mit der Schnauze meine Kniekehlen rieb. Die Wölfin war sehr anhänglich, dies zeigte sie mir deutlich.
Im Haus war es warm, und es roch nach Weihnachten. Aus der Küche drang ebenfalls ein verlockender Duft. Sheilas Truthahn befand sich in der Röhre.
Dann sahen wir Johnny. Er stand da, schaute uns an und sah auch den Wolf.
»Wer ist das, Onkel John?« fragte er mich.
Ich ging in die Knie und streichelte das Tier. »Das ist eine Wölfin«, erklärte ich.
»Wie heißt sie denn?«
»Nadine.«
»Gehört sie zu dir?«
»Ja.«
»Darf ich sie streicheln?«
»Wenn du möchtest.« Ich warf einen Blick auf Sheila und sah, wie sie zusammenzuckte, doch die Wölfin machte keinerlei Anstalten, unruhig zu werden. Sie ließ den Kleinen an sich heran, und sofort sprang zwischen dem Tier und dem Jungen ein Sympathiefunke über. Die beiden verstanden sich auf Anhieb. Johnny legte seinen kleinen Arm um den Hals und drückte das Tier an sich.
Plötzlich war ich vergessen. Nadine, so würde ich das Tier weiterhin nennen, spielte nur noch mit dem Kleinen. Sie legte Johnny sogar die Läufe auf die Schultern und stieß ein Geräusch aus, das mich an das

Schnurren einer Katze erinnerte.
Johnny und Nadine waren ein Herz und eine Seele.
Ich erhob mich. Sheila und Bill standen ebenso beieinander wie Shao und Suko.
»Was sagt ihr?« fragte ich.
Sheila antwortete. »Ehrlich gesagt, John, mir fehlen die Worte. Was geht hier eigentlich vor?«
»Das werde ich später erklären.«
»Gut, ich muß mich nämlich um das Essen kümmern.«
Bill, Shao und ich gingen ins Wohnzimmer. Suko holte inzwischen die Geschenke herein. Er verteilte die Päckchen unter dem Tannenbaum, wo schon einige lagen.
Bill hatte einen eisgekühlten norwegischen Aquavit zur Hand.
Wir nahmen ein Glas.
Dann kam Johnny. Nadine, die Wölfin, wich nicht von seiner Seite. Das Kind strahlte. »Onkel John, schenkst du mir den Wolf zu Weihnachten? Bitte!« Er sah mich so flehendlich an, daß ich die Schultern hob und Bill anschaute.
»Was soll ich machen?« fragte der Reporter.
»Wie es den Anschein hat, will sie hierbleiben«, erklärte ich. »Zumindest in unserer Nähe bleiben. Du kennst die groben Zuammenhänge und weißt, wer in dem Körper steckt.«
»Ja.« Bill schenkte sich noch einen Schluck ein und schaute auf das Tier. »Wir hätten Platz«, murmelte er, »nur weiß ich nicht, wie ich das Sheila beibringen soll.«
»Ich werde das für dich übernehmen.«
»Und ich muß endlich den Baum schmücken«, grinste Bill. Er schlug mir auf die Schultern. »John, verdammt, ich freue mich, daß ihr da seid.« Er begrüßte Suko auf die gleiche Weise. Shao hatte sich zu Sheila in die Küche begeben. »Ist nur schade, daß du Jane nicht mitgebracht hast«, meinte er.
Ich nickte. »Richtig, aber sie wollte in die Sonne. Die Geschenke haben wir schon am gestrigen Abend ausgetauscht. Außerdem hatte ihr die Sache mit Gordon Schreiber und Wikka zugesetzt. Sie wäre fast ermordet worden.«
»Ja, ich weiß«, erwiderte Bill. »Mich hatten sie ja auch an den verdammten Pfahl gefesselt. Aber davon wollen wir jetzt nicht reden. Kommt, der Baum muß fertig werden, und dann beginnt die Bescherung.«
Das war ein wahres Wort. Während Suko, Bill und ich den Baum schmückten und auch das Rollo wieder nach oben glitt, so daß wir in den Garten schauen konnten, lagen Nadine und der kleine Johnny am Boden. Die beiden waren in den letzten Minuten die dicksten Freunde geworden.

Ich war natürlich mit meinen Gedanken bei Nadine, und ich fand es mehr als großzügig von Bill, daß er sich um die Wölfin kümmern wollte. Er würde sie bei sich behalten. Bei den Conollys wußte ich Nadine gut aufgehoben.

Shao deckte den Tisch. Sie kam mit dem Geschirr aus der Küche, sah uns und lächelte.

»Was ist?« fragte Suko.

»Geisterjäger, die einen Tannenbaum schmücken. So etwas sieht man nicht alle Tage.«

»Alle Tage ist ja auch nicht Weihnachten«, erwiderte Bill und band noch eine rote Schleife an einen grünen Tannenzweig.

Dann bauten wir uns vor dem Baum auf und nickten anerkennend. »Ja«, sagte ich, »der ist genau richtig.«

Der eigentliche Ablauf des Abends war zwar ein wenig durcheinandergeraten, aber die Bescherung wurde trotzdem richtig weihnachtlich. Wir schenkten uns gegenseitig Kleinigkeiten und wünschten uns alles Gute.

Johnny war natürlich der Star. Er hatte einiges, was er auspacken konnte und tat dies unter großen Jubelschreien, je nach dem, was er so alles aus den Paketen holte. Natürlich behielt ich die Wölfin im Auge. Sie hockte neben der Tür, hatte sich gestreckt, den Kopf auf die Pfoten gelegt und schaute uns zu. Diese Augen… Wieder wurde ich davon fasziniert. Ja, das waren genau die Augen der Nadine Berger. So hatte sie mich immer angesehen, wenn wir zusammen waren. Und wir hatten wirklich sehr schöne Stunden miteinander verlebt, das möchte ich vorausschicken.

Ich merkte auch, daß die anderen mich heimlich beobachteten.

Sie wußten genau, wie ich zu Nadine stand, und irgendwie fühlte jeder meiner Freunde mit.

Einmal kam Sheila. Sie trug jetzt ein erdbeerrotes Kleid mit aufgebauschten Ärmeln und einem runden Ausschnitt. Sachte legte sie mir ihre Hand auf den Arm.

»John«, sagte sie leise. »Du mußt lernen, dich mit den Tatsachen abzufinden.«

»Das versuche ich.«

»Wirklich, es ist besser.« Ich nickte. »Klar, aber du kannst dir vorstellen, wie es in mir aussieht?«

»Natürlich.« Sie schaute auf Nadine, lächelte und meinte dann.

»Bill erzählte mir, daß er sich entschlossen hat, Nadine bei uns zu behalten.«

»Und? Was sagst du dazu?«

»Ich habe nichts dagegen, John. Sie wollte ja wohl hier sein. Schließlich war es ein weiter Weg.«

»Das kannst du wohl annehmen.« Ich faßte nach Sheilas Hand.

»Zudem finde ich es großartig von euch, daß ihr euch bereitgefunden habt, Nadine hierzulassen.«
»Das ist doch Ehrensache.«
»Du sagst das so einfach.«
»Sind wir nun Freunde oder nicht?«
»Schon. Doch wenn Nadine hierbleibt, ist das auch ein Einschnitt in euer Leben.«
»Denk nur daran, was wir durchgemacht haben. Ich meine, gemeinsam durchgemacht. Das ist schon allerhand. Es muß sich ja einer auf den anderen verlassen können. Zudem versteht sie sich ausgezeichnet mit Johnny. Ich glaube, sie wird ihn immer beschützen.«
»Das hoffe ich auch.«
»Vielleicht will sie uns auch alle beschützen.«
Ich schaute Sheila von der Seite her an denn ich hatte den etwas seltsamen Unterton in ihrer Stimme vernommen. »Wie meinst du das denn, Sheila?«
»Ob sie nur aus dem Grunde hier aufgetaucht ist, weil sie eine Heimat suchte, wo sie bleiben konnte?«
»Ja, das frage ich mich auch.«
»Was denkst du, John?«
»Vielleicht ist irgend etwas im Busch. Wir stehen – und das Gefühl habe ich – dicht vor einer großen Entscheidung. Der Kampf zwischen Asmodina und Dr. Tod sowie seiner Mordliga geht in die letzte Phase. Das ist keine Annahme von mir, sondern eine logische Folge, die ich aufgrund der letzten Vorkommnisse getroffen habe. Es wird einen entscheidenden Kampf geben, davon bin ich überzeugt.«
Sheila hakte sich bei mir unter und lachte. »Bei uns wird es auch einen großen Kampf geben.«
»Wie meinst du?«
Sie deutete auf den Tisch. »Ob wir den Truthahn wohl schaffen?«
Meine Augen wurden groß. Ich hatte gar nicht bemerkt, wie Shao den Flattermann aus der Küche geholt hatte. Das war wirklich ein Supergeier. Ich war fest davon überzeugt, daß wir mit ihm zu kämpfen hatten.
»Darf ich bitten, Platz zu nehmen?« rief Sheila und klatschte in die Hände.
Nichts, was wir lieber getan hätten. Als wir saßen und mit der Vorspeise, einer Wildsuppe, begannen, regte sich auch die Wölfin.
Sie kam langsam näher.
Zwischen Johnny und mir nahm sie Platz.
Der Kleine schaute erst auf den Wolf und sah dann mich an. »Onkel John, bleibt Nadine jetzt bei uns?«
»Ja, mein Schatz.«

Die Augen des Kleinen leuchteten. »Toll!« rief er. »Dann kann sie ja bei mir im Zimmer schlafen.«

»Wenn deine Mutter das erlaubt«, erwiderte ich und warf Sheila einen Blick zu.

Sie lächelte.

Dann ließen wir es uns schmecken.

Sheila und Shao hatten es wirklich verstanden, ein ausgezeichnetes Weihnachtsmenü auf den Tisch zu bringen.

Wir dachten sogar an die Wölfin. Sie erhielt auch einen Teil des Truthahns und aß ihn mit sichtlichem Wohlbehagen. Ich schaute mehr auf Nadine als auf meinen Teller. Manchmal rutschte mein rechter Arm nach unten. Die Finger fanden den Weg in das dichte Fell und streichelten das Tier.

Das gefiel ihr natürlich. Die Wölfin schloß die Augen und streckte sich behaglich aus.

Plum-Pudding!

Alle Augen glänzten, obwohl wir eigentlich schon satt waren, als Sheila den Pudding aus der Küche holte. Er wurde mit Alkohol übergossen und angezündet.

Schwach bläulich schimmerte die Flamme, mit der der Alkohol brannte. Wir ließen sie ausbrennen und schlugen dann noch einmal zu. Himmel, es schmeckte. Ich hatte schon meinen Gürtel geöffnet.

Bill und Suko erging es nicht anders. Ich hatte wirklich lange nicht mehr soviel gegessen.

Nach dem Pudding gab es noch einen Mokka. Sheila hatte ihn sehr stark gekocht. Ich kippte mir sogar noch einen Whisky hinein und hatte das Gefühl, Feuer zu trinken, so heiß rann der Kaffee durch meine Kehle.

Bill und ich rauchten unsere Verdauungszigaretten. Suko hatte sich zufrieden zurückgelegt und grinste von Ohr zu Ohr. Er fühlte sich ebenso wohl wie wir anderen.

Automatisch kamen wir ins Plaudern. Wir erzählten von früher, nur klammerten wir unsere Fälle aus, sondern lachten über Dinge, die mit unseren Berufen nichts zu tun hatten.

Bis die Wölfin plötzlich knurrte.

Bisher hatte sich Nadine ziemlich ruhig verhalten. Johnny hatte mit ihr gespielt. Der Kleine erschrak auch, als Nadine hochsprang, die Ohren aufstellte und horchte. Dabei drang ein drohendes Knurren aus ihrem Maul.

Wir warfen uns Blicke zu.

Sofort war die Stimmung vorbei. Kein Gespräch wollte mehr aufkommen, jeder wußte, daß sich irgend etwas anbahnte.

»Was hat sie?« Shao sprach das aus, was wir alle dachten.

Schulterzucken.

Nadine blieb nicht auf ihrem Platz. Sie lief zur geschlossenen Tür, blieb davor stehen und drehte den Kopf in unsere Richtung. Irgendwie hatten wir das Gefühl, daß sie uns auffordernd anschaute, so als sollten wir aufstehen und die Tür öffnen.

Ich entschloß mich. Kaum hatte ich die Tür einen Spaltbreit geöffnet, wand sich die Wölfin hindurch. Sie lief in den Flur und strebte sofort der Haustür zu.

Ich folgte ihr. An der Haustür kratzte sie mit der Pfote, so daß ich verstand, was sie wollte.

Ich öffnete.

Das Tier lief nach draußen. Allerdings nicht in den Garten hinein, sondern nur bis dicht vor die Tür, wo sie dann hockenblieb und schnuppernd den Kopf bewegte.

Sie schaute nach oben.

War da was am Himmel?

Nadine drehte sich, preßte ihren Kopf gegen mein Bein und stieß mich ein paarmal an.

Was wollte sie nur?

Ich kannte mich mit Tieren nicht besonders gut aus, weil ich selbst kein Tier hatte, aber ich konnte mir gut vorstellen, daß sie mich auf irgend etwas aufmerksam machen wollte.

Nur auf was?

Jetzt setzte sie sich unter die Außenleuchte, damit ich sie sehen konnte, und schaute wieder in den Nachthimmel.

Auch ich hob meinen Blick.

Da sah ich den Grund.

Er schwebte dicht unter dem dunklen Himmel und wollte überhaupt nicht dazu passen. Mir kam er vor wie ein Fremdkörper.

Es war ein grüner Schein…

***

Sekundenlang blieb ich stehen und schaute nur in die Höhe. In meinem Kopf wirbelten die Gedanken, sie fuhren regelrecht Karussell, aber etwas kristallisierte sich sofort aus all dem Durcheinander.

Der grüne Schein war nicht normal. Er hatte etwas mit einem Dämon zu tun, der mir damals entwischt war. Sein Name: der grüne Dschinn!

Ja, ich brauchte nicht lange, um die Verbindung zwischen dem Schein und ihm herzustellen. Der grüne Dschinn war ein mächtiger Dämon, den ich unfreiwillig aus seinem steinernen Gefängnis befreit hatte. Seine Diener hatten wir vernichten können, ihn selbst nicht. Er war entkommen und nun zurückgekehrt.

Nach London.

In der Weihnachtsnacht.

Ich konnte mir den Grund seiner Rückkehr denken. Der grüne

Dschinn hatte nicht vergessen, wer für seine Niederlage verantwortlich war. Und er war jetzt hier, um es denen heimzuzahlen, die er so haßte.

Dabei stand ich an erster Stelle.

Jetzt war mir auch klar, aus welchem Grunde Nadine so geknurrt hatte. Sie war übersensitiv, denn sie hatte bemerkt, daß sich etwas anbahnte. Als Tier witterte sie die Gefahr viel früher als wir Menschen. Und sie hatte ihren Möglichkeiten entsprechend gehandelt.

Ich hörte Schritte, drehte mich um und sah die Schatten zweier Personen.

Bill und Suko.

»Was ist?« fragte der Reporter, als er sich an mir vorbeidrückte und stehenblieb.

Ich deutete nach oben und gleichzeitig nach vorn. »Siehst du den Schein am Himmel?«

»Ja, der ist grün.« Bill runzelte die Stirn. »Verdammt, der paßt überhaupt nicht hierher.«

»Der grüne Dschinn!« sagte der Chinese wie aus der Pistole geschossen.

»Genau!« pflichtete ich ihm bei.

»War das nicht der, den du befreit hast?« erkundigte sich Bill.

»Verdammt, da können wir uns ja auf etwas gefaßt machen.«

Suko und ich gaben keine Antwort. Wir wußten jedoch beide, daß Bill recht hatte. Es würde eine Nacht geben, die wir wohl nie im Leben vergaßen.

Wir starrten alle gebannt auf den Himmel. Mir schien es, als würde sich der grüne Schein auf uns zu bewegen. Langsam schwebte er herbei, nahm eine dunklere Färbung an, und wir sahen ihn über den Himmel zittern.

»Gibt es Abwehrwaffen gegen ihn?« erkundigte sich Bill.

Ich gab ihm keine Antwort, sondern war bereits unterwegs zum Wagen. Die Wölfin war ebenfalls unruhig geworden: Sie lief immer im Kreis, hatte ihren Kopf dabei erhoben und ließ den Nachthimmel keine Sekunde aus den Augen.

Ich schloß die Haube auf. Sie schwang nach oben. Der Einsatzkoffer lag bereit. Auch das Schwert, das einmal Destero gehört hatte, fand ich im Kofferraum. Zuletzt hatte ich es noch mit in Asmodinas Labyrinth mitgehabt und damit die grünen Mauern aus Würmern zerschlagen.

Koffer und Schwert nahm ich heraus und schloß die Haube wieder.

Suko nahm mir das Schwert aus der Hand.

»Damit kämpfe ich«, sagte er.

»Gib es lieber Bill. Du hast die Dämonenpeitsche.«

»Ist auch wahr«, sagte der Reporter und nahm Suko die Waffe ab.

Dann fragte er: »Könnt ihr diesen grünen Dschinn damit überhaupt besiegen?«

Es war wirklich eine gute Frage, auf die ich leider keine Antwort wußte und deshalb die Schultern hob.

»Womit denn?«

Ich gab die Antwort, holte jedoch weiter aus. »Der grüne Dschinn ist uralt. Es gab ihn schon in Atlantis. Kara hat es mir erzählt. Sie und ich kämpften auch gegen ihn. Soviel ich weiß, ist nur Karas Schwert mit der goldenen Klinge in der Lage, den grünen Dschinn zu töten. Ferner stand er auf der Seite des Schwarzen Tods. Zudem ist er nicht nur ein Geist, sondern auch ein Riese, das heißt, er kann eine feste Gestalt annehmen. Ich habe mich in seiner Hand befunden. Es war ein Gefühl, wie ich es selten erlebt hatte, so klein fühlte ich mich dabei. Ich war ja nicht größer als ein Finger, stellt euch das mal vor. Das ist Wahnsinn.«

Die anderen nickten.

Bill Conolly meinte: »Dann stehen unsere Chancen also ziemlich schlecht!«

»Möglich.«

»Er kommt näher!« sagte Suko gepreßt, und diesmal gab es keinen Zweifel.

Als wir wieder zum Himmel schauten, da bemerkten wir, daß sich der Schein intensiviert hatte. Das Grün war kräftiger geworden. Hatte er vorhin noch wie ein schwaches Abziehbild über dem Himmel gelegen, so war er jetzt zu einem regelrechten dichten Teppich geworden, der sich mehr und mehr näherte.

Alle hatten wir das Gefühl, Mittelpunkt zu werden. Denn der grüne Dschinn kannte nur ein Ziel.

Bills Haus!

Ich dachte an Sheila, Shao und natürlich an den kleinen Johnny.

Die Freunde wollte ich nicht in Gefahr bringen, sie sollten auf keinen Fall in meinen Kampf mit hineingezogen werden, denn der grüne Dschinn bedeutete wirklich eine Gefahr für Leib und Leben.

Er nahm keine Rücksicht, kannte weder Gnade noch Pardon.

Das sagte ich den Freunden.

»Und deshalb werden Suko und ich verschwinden«, erklärte ich zum Schluß.

Bill wußte natürlich, wie es gemeint war. Er schüttelte sofort den Kopf. »Nein, John, das kommt nicht in Frage. Wir werden uns dem Dschinn gemeinsam stellen.«

»Bill«, warnte ich, »du weißt wirklich nicht, auf was du dich da einläßt. Glaub mir…«

»Trotzdem.« Der Reporter schüttelte den Kopf. »Ich bleibe dabei. Die Frauen und der Junge sollen sich in den Keller begeben, wir erwarten den Dschinn.« Ich wußte wirklich nicht, was ich dazu sagen sollte,

und so warf ich Suko einen Blick zu. Der schwieg. Da meldete sich Nadine. Ihr Knurren wurde lauter, drohender. Aufgeregt lief sie umher. Für uns ein Zeichen, daß der grüne Dschinn sich nicht mehr weit entfernt befand.

»Was ist denn los?« Sheilas Frage unterbrach mich. Sie stand auf der Türschwelle, hatte die Schultern angezogen und schüttelte sich, weil sie in ihrem Kleid fror. Die Nacht war doch ziemlich kalt geworden.

Sofort war Bill bei ihr. »Geh ins Haus, Sheila. Es droht Gefahr.«

Ihre Augen wurden groß. »In… in dieser Nacht?«

»Ja, Darling in dieser Nacht. Schwarzblütler kennen kein Weihnachtsfest.«

»Und wer ist es?«

»Der grüne Dschinn.« Bills Stimme klang aufgeregt. »Bitte, Sheila, tu uns den Gefallen und geh mit Johnny und Shao in den Keller. Wir erledigen das schon.«

Sheila kannte sich aus. Oft genug hatte sie am eigenen Leibe gespürt, wie hart es war, gegen Schwarzblütler zu kämpfen. Sie nickte und kehrte ins Haus zurück.

Wir hörten sie im Haus mit Shao sprechen. Dann sagte Suko: »Er ist da!« Automatisch richteten wir unsere Blicke in die Höhe. Der Chinese hatte nicht gelogen.

Jetzt lag über dem gesamten Haus und auch dem Grundstück dieser intensive Schein. Er leuchtete sogar in unsere Gesichter und gab ihnen einen fahlen Schimmer.

Er war da. Und wir sahen sein Gesicht. Es sah ebenso aus, wie ich es in Erinnerung hatte. Gewaltig, riesig, grün leuchtend. Mit großen Furchen durchzogen, die hart in seine Haut schnitten. Innerhalb dieser Furchen schimmerte es rot, als wären sie mit Blut ausgefüllt.

Zudem hatte das Gesicht etwas Affenartiges, es wirkte wie die Fratze eines Gorillas.

Kein Anblick, der einen Menschen beruhigen konnte. Sekundenlang standen wir auf dem Fleck und schauten hoch in die häßliche Fratze. Wir sahen die Augen des Dschinns. Sie wirkten wie zwei Steine, ohne jedes Gefühl, und ich mußte daran denken, als ich mich in der Hand dieses Wesens befunden und genau in seine schrecklichen Augen geschaut hatte.

Ich schüttelte mich noch im nachhinein.

Die Wölfin war nicht stehengeblieben. Sie huschte aufgeregt hin und her, wieselte vor unseren Füßen herum, warf hin und wieder den Kopf zurück und blickte ebenfalls hoch zu dieser schlimmen und gräßlichen Gestalt.

Nadines Körper war zusammengezogen. Sie hockte auf den Hinterläufen, bewegte sich nicht mehr, aber sie beobachtete genau und ließ das Gesicht keine Sekunde aus den Augen.

Der grüne Dschinn würde uns angreifen, das war so sicher wie das Amen in der Kirche.

Wir hatten uns inzwischen bewaffnet. Suko trug seine Dämonenpeitsche, ich hatte die Beretta und das Kreuz, Bill das Schwert.

Als ich an das Kreuz dachte, da mußte ich auch an Myxins Worte denken. Als der grüne Dschinn damals geflohen war, hatte ich mich über mein Kreuz beschwert, daß es mir so wenig genutzt hatte. Myxin hatte mir den Rat gegeben, es zu aktivieren, denn er war sicher, daß innerhalb dieses Gegenstandes ungewohnte Kräfte schlummerten. Nur – wie schaffte ich es, mein Kreuz zu aktivieren?

Das war die große Frage, auf die mir der kleine Magier keine Antwort gegeben hatte.

Würde es auch diesmal versagen?

Da bewegte sich der grüne Dschinn. Im ersten Moment dachten wir, er würde weiterwandern, das allerdings geschah nicht. Er wollte uns nur etwas zeigen. Plötzlich sahen wir seine gewaltigen Arme, dann die Hände, und sie hielten etwas fest. Einen dicken und langen Stiel, an dessen Ende etwas befestigt war, das uns einen Schauer über den Rücken jagte.

Ein gewaltiges blutiges Sensenblatt schimmerte uns entgegen.

Ich kannte die Sense. Ich hatte sie erlebt, als der Schwarze Tod sie damals am Südpol schwang.

Nun besaß es der grüne Dschinn.

Er also hatte das Erbe des Schwarzen Tods angetreten!

***

Harry Cumberland stieß seinen Kameraden in die Seite. »Gil, verdammt«, flüsterte er. »Gil, sag mir, daß ich träume. Das kann doch nicht wahr sein, Gil, das gibt es nicht!«

»Doch, das gibt es.«

Mehr konnte Gil nicht sagen, und auch Gerd Hansen brachte kein einziges Wort hervor. Er war ebenso geschockt wie seine beiden Kameraden. Vielleicht einen halben Schritt vor ihnen stand er auf der Hügelkuppe, wurde ebenso wie Gil und Harry vom scharfen Wind umweht und starrte stumm auf die Wesen, die Xorron umstanden.

Es waren schreckliche Gestalten, Ausgeburten der Hölle.

Lebende Leichen, Untote, Zombies.

Sie zu beschreiben, fehlten oft die Worte, aber ihr Anblick war so grausam und schlimm, daß die Männer ihn wohl nie vergessen würden. Unauslöschlich prägte er sich in ihre Köpfe.

Bei einigen war noch zu sehen, daß sie mal den gleichen Beruf ausgeübt hatten wie die drei Geretteten. Harry, Gerd und Gil erkannten es an den Fetzen ihrer Kleidung. Sie trugen Lumpen,

ausgebleicht, vom Seewasser und vom Wind zerfressen, aber es waren unzweifelhaft Reste von Uniformen.

Die Gesichter der Wesen waren aufgedunsen. So sahen Tote aus, die lange im Wasser gelegen hatten. Die Haut schimmerte grünlich, sie war zudem bleich und an einigen Stellen aufgerissen, so als stammten die Wunden von scharfen Gegenständen wie Messern oder Lanzen. Blut war nicht aus den Wunden getreten. Wo die Haut zerstört war, da klaffte sie auf.

Sogar zwei Frauen befanden sich darunter. Ihr Haar war dunkler und auch länger als das der Männer. Es hing bis auf den Rücken.

Zwischen den einzelnen Strähnen schimmerten Algen- und Pflanzenreste.

Die Frauen gehörten nicht zur weißen Rasse. Sie schienen irgendwo aus den Weiten der Pampas zu stammen. Ruhig stehenbleiben konnten sie nicht. Sie waren immer in Bewegung, traten von einem Bein auf das andere, als hätten sie Mühe, sich gegen den scharfen Wind zu behaupten.

Ein Anblick des Schreckens, der den drei Seeleuten verdammt tief unter die Haut ging.

Es dauerte etwas, bis sie sich gefangen hatten. Alle drei hatten schon von Wesen gehört, die zwar tot waren, aber dennoch lebten.

Zombies hießen sie. Man erzählte sich in Mittelamerika von ihnen, und Gerd Hansen hatte sogar auf einer einsamen Insel schon die gefährlichen Voodoo-Trommeln vernommen.

An all das mußten die Männer denken. Nur Gerd Hansen sprach es aus. »Das sind Zombies«, flüsterte er. »Verdammt, wir sind auf Zombies gestoßen.«

»Und was machen wir?« fragte Gil Meier.

»Fliehen.«

»Wohin?«

Scharf wandte Hansen sich um. »Verliert jetzt nur nicht die Nerven, Freunde, wir haben es bis hierher geschafft und werden es auch noch weiter schaffen. Es gibt für uns nur eine Chance.« Jetzt nahm seine Stimme einen beschwörenden Klang an. »Wir müssen zu unserem Boot zurück, und wieder aufs Meer.«

»Aber sie werden uns verfolgen«, sagte Cumberland.

»Wenn wir erst im Boot hocken, sind wir im Vorteil.«

»Glaubst du denn nicht, daß sie im Wasser beweglicher sind als wir?«

»Darüber zu diskutieren, haben wir jetzt nicht die Zeit.« Hansen schaute in die grauen Gesichter seiner Männer. Jeder hatte Angst.

Auch er. »Weg jetzt!«

Das war der Befehl, den alle verstanden und den sie auch sofort befolgten. Auf dem Absatz warfen die drei Männer sich herum. Sie hielt nichts mehr.

Waren sie auf den Hügel zuvor langsam hinaufgegangen, so jagten sie ihn jetzt hinunter.

Nach wenigen Schritten bereits verlor Harry Cumberland das Gleichgewicht, konnte sich nicht mehr fangen, fiel hin, streckte zwar noch Arme und Beine aus, doch die Rutschpartie konnte er nicht mehr verhindern. Er überschlug sich mehrere Male und rollte so den Weg zurück, den sie zuvor so mühsam hochgestiegen waren.

Den anderen erging es nicht besser. Als nächster fiel Gerd Hansen. Gil Meier hielt sich noch etwas besser, bis er einen Stein übersah, stolperte und hart auf die linke Schulter prallte. Er spürte einen stechenden Schmerz bis hinein in seine Fingerspitzen und schrie.

Es war, als hätte ihn ein Blitzschlag getroffen. Als er sich überkugelnd den Hang hinunterrutschte und jedesmal aufschrie, wenn die verletzte Schulter über den rauhen Boden schrammte, dachte er daran, daß er sich nur mit einem Arm verteidigen konnte, wenn die Gegner sie einholten.

Es würde hart werden.

Dann endlich hatten sie den Hang hinter sich.

Gerd Hansen war als erster auf den Beinen. Seine Kleidung war ebenso mit Dreck verschmiert wie die der anderen beiden. Sein Gesicht zeigte einen angespannten und verzerrten Ausdruck, er atmete durch den offenen Mund und schaute Harry Cumberland zu, wie er sich auf die Füße quälte.

Gil Meier blieb liegen.

»Verdammt, Gil, was ist?«

Meier drehte sich auf die rechte Seite und schaute dem Ersten entgegen, der auf ihn zulief.

»Mein Arm, ich habe ihn mir ausgekugelt, als ich gefallen bin. Das ist vielleicht eine Scheiße.«

»Welcher ist es?«

»Der linke.«

»Los, komm hoch.« Hansen streckte ihm die Hand entgegen, die Gil ergriff und sich auf die Beine ziehen ließ. Sein Messer hatte er weggesteckt.

Auf einmal schrie Harry Cumberland. »Da, verdammt, sie kommen. Die Bastarde verfolgen uns!«

Die Männer schauten den Weg zurück.

Cumberland hatte nicht gelogen. Die Zombies dachten gar nicht daran, sich die Beute entgehen zu lassen. Sie hatten von der anderen Seite aus den Hügelrücken erklommen, standen dort wie aufgereiht. Als wären hinter ihnen unsichtbare Hände, die ihnen Schwung gegeben hätten, so kippten sie plötzlich nach vorn. Ihnen machte es nichts aus, den Hang hinunterzurollen, sie konnten sich nicht mehr verletzen, sie verspürten auch keine Schmerzen, Gefühle waren ihnen

fremd. Sie kannten nur noch eins und hatten auch nur einen Gedanken.

Töten!

Wie Puppen sahen die untoten Geschöpfe aus, als sie sich am Hang überschlugen. Die Arme und Beine wurden von den Körpern weggeschleudert wie tote Glieder, sie fanden nirgendwo Halt und wollten es auch nicht. Ihr Ziel war es, so rasch wie möglich in die Nähe ihrer Opfer zu gelangen.

»Sollen wir kämpfen?« schrie Harry.

Hansen lachte wild. »Womit denn? Mit unserem komischen Küchenmesser, Mann?«

»Zu den Booten!« kreischte Gil Meier. Er schwang seinen gesunden Arm und taumelte bereits in die entsprechende Richtung.

»Witzbold, ist doch nur ein Boot!« knurrte Cumberland. Er blieb noch stehen und schaute zu, wie die ersten Zombies den Fuß des Hanges erreichten und aufstehen wollten.

Hansen dachte an die Leuchtpistolen, die sich im Rettungsboot befanden. Vielleicht konnten sie die Zombies damit erschrecken.

Cumberland war der schnellste. Da brauchte keiner einen Befehl zu geben, jeder kannte das Ziel, und ein jeder trachtete danach, es so schnell wie möglich zu erreichen.

Es erwies sich als Nachteil, daß sie das Boot so weit auf den Strand gezogen hatten, aber sie hatten ja nicht mit dieser höllischen Überraschung rechnen können.

Cumberland stemmte sich gegen den Bug des Bootes. Sein Gesicht war verzerrt. Vor Anstrengung traten die Adern hervor.

Bläulich schimmerten sie in seinem roten Gesicht. Das Boot war schwer, Cumberland konnte es kaum bewegen, zudem rutschte er in der Schräglage stehend auf dem glatten Untergrund aus und sein Fluchen schallte über den einsamen Strand.

»Verdammt!« schrie Hansen. »Behalte die Nerven. Wir müssen es zusammen ins Wasser schieben!«

Cumberland warf dem Ersten einen wilden Blick zu. »Dann mach doch!« keuchte er.

Auch Gil Meier half mit. Der linke Arm hing an seinem Körper herab, als würde er überhaupt nicht zu ihm gehören. Das Messer hatte Meier in den Gürtel gesteckt, mit einer Hand und der Hälfte seiner Kraft wollte er die beiden Kameraden unterstützen.

Die Gegner befanden sich in ihrem Rücken. Auch die Zombies hatten allesamt den Hang hinter sich gelassen. Einige hatten sich schon erhoben.

Dies geschah ungelenk, torkelnd. Manche fielen wieder hin, gaben jedoch nicht auf, und schließlich standen sie breitbeinig, bevor sie sich langsam in Bewegung setzten und durch den groben Sand des

Strandes schlurften.

Die drei Männer hingegen kämpften verbissen. Sie wußten, ohne es ausgesprochen zu haben, welches Schicksal ihnen bevorstand.

Sie hatten die erste Panik überwunden und sich nun auf gemeinsame Aktionen geeinigt.

»Zu – gleich!« schrie Gerd Hansen. Automatisch hatte er das Kommando übernommen.

Sie stemmten sich mit aller Kraft gegen das Boot. Auch der verletzte Gil Meier half mit. Sein Gesicht zeigte den verbissensten Ausdruck. Er strengte sich ungemein an, denn er wollte seinen Kameraden kein Hindernis sein.

Die Zombies kamen.

Staksig, marionettenhaft. Sie bewegten sich nicht in einer Front voran, sondern hatten einen Halbkreis gebildet. Manche waren weiter vorgeschoben, andere blieben zurück, und bei einigen sah es so aus, als würde sie der Wind umblasen.

Xorron, das Monstrum mit der weißen Haut und dem darunter schimmernden Skelett, war auf dem Hügel stehengeblieben. Wie ein Feldherr sah er aus, der seine Armeen ausgeschickt hatte, um Tod und Verderben zu säen.

Für die Männer war es schwer, das Boot in Bewegung zu setzen.

Sie mußten eine sehr träge Masse überwinden, zudem hemmte der Boden. Steine kratzten über die Außenhaut, und als sie es endlich geschafft hatten, da waren die Zombies schon verflucht nahe, denn sie hatten bereits die Hälfte der Distanz hinter sich gebracht.

Gerd Hansen stellte dies fest, als er einen Blick über die Schulter warf. Er erschrak bis ins Mark. Für einen Moment schien es so, als wolle er anfangen zu schreien, dann beherrschte er sich und sagte vor allen Dingen seinen Kameraden nicht, was er gesehen hatte.

Um so verbissener schuftete er weiter. Auch seine Freunde gaben nicht auf.

Gil Meier hatte Pech. Da er sich nicht mit zwei Händen abstützen konnte, rutschte er aus und fiel hin. Dabei schlug er noch mit dem Gesicht gegen die äußere Bordwand. Seine Nase begann zu bluten.

Er heulte vor Wut und Schmerz.

»Mach weiter!« brüllte Harry Cumberland und strengte sich selbst noch mehr an.

Es war wirklich ein verbissenes Ringen. Jede Sekunde, die verrann, brachte die Männer dem Tod näher. Sie keuchten, sie setzten alles ein, und sie schafften es.

Nachdem das Boot seinen Trägheitspunkt überwunden hatte, glitt es besser voran.

Das Wasser rückte näher.

»Weiter, weiter! Wir schaffen es, Freunde!« Gerd Hansens Stimme

überschlug sich. Er achtete nicht auf die Splitter, die sich in seine Handballen gebohrt hatten, so daß Blut aus kleinen Wunden quoll, er wollte nur weg.

Hansen schaute an der Bootswand vorbei. Er blickte auf das Meer und sah die Wellen, die schaumgekrönt gegen den Strand leckten.

Das Wasser war ihre große Hoffnung. Wenn sie es erreichten, konnte nichts mehr schiefgehen.

Und sie kämpften.

Gegen die Zeit und gegen den sich nähernden Tod. Sekunden dehnten sich und wurden zu kleinen Ewigkeiten. Nie hätten sie gedacht, daß ein Boot so schwer sein konnte.

Die Angst verlieh ihnen bald übermenschliche Kräfte, und als die ersten Wellen über den Kiel leckten, da fanden sie nicht einmal die Kraft, freudig aufzuschreien.

Es bestand auch für die Männer kein Grund zur Freude, denn die Zombies befanden sich wenige Schritte hinter ihnen. Ein paar Yards noch, dann brauchten sie nur die Hand auszustrecken, um die Männer zu erreichen.

»Noch einmal!« schrie Hansen. Er selbst legte sich übermenschlich ins Zeug.

Sie schafften es. Die Hälfte des Rumpfes wurden von den auslaufenden Wellen umspült. Das Wasser erreichte schon fast ihre Füße, noch einen Schritt, und es würde über die Knöchel schäumen.

Auch die Zombies waren da.

Und sie packten zu.

Gil Meier hatten sie sich ausgerechnet als ersten ausgesucht.

Gleich zwei von ihnen schlugen ihre Pranken rechts und links auf seine Schultern.

Gil merkte die Berührung, seine Augen wurden noch größer, und jäh begriff er, wer hinter ihm stand.

Er begann zu schreien.

Hansen und Cumberland wurden durch seine Schreie von ihrer Aufgabe abgelenkt. Sie schoben nicht weiter, drehten sich und sahen, wie die Zombies Gil Meier zurückzogen. Gil hatte soviel Angst, daß er vergaß, sich zu wehren.

»Das Messer, Gil!« brüllte Cumberland und schüttelte dabei den Kopf. »Herrgott, nimm doch das Messer!«

Erst jetzt begriff Meier. Es gelang ihm, sich aus einem Griff zu drehen, er bekam den rechten Arm frei und riß das Messer aus dem Gürtel.

Seinen verletzten Arm hielt einer der Zombies noch fest. Gil Meier spürte die Schmerzen kaum noch, er war an einem Punkt angelangt, wo er nur noch rot sah, und dann fuhr er herum. Das Messer hatte er frei, und seine Bewegung war ein wildes, verzweifeltes Aufbäumen

gegen das drohende Verhängnis.
Die Klinge beschrieb einen Halbkreis.
Ein Mensch hätte sich vielleicht geduckt oder hätte versucht, auszuweichen, der Zombie blieb stehen. Das Walmesser blitzte noch einmal auf, dann traf es sein Ziel.
Fast wurde der Untote geteilt. Es war ein schreckliches Bild, doch die Männer nahmen es bewußt überhaupt nicht auf. Sie wollten nur so rasch wie möglich weg.
Und Gil Meier konnte sich befreien.
Er taumelte zur Seite, seine Augen waren blutunterlaufen. Mit wilden Bewegungen schwang er sein schweres Walmesser, während er schrie: »Los, kümmert ihr euch um das Boot! Ich halte die anderen auf. Verdammt, ich mach sie fertig!«
Er stand halb geduckt und breitbeinig im Ufersand. Der erste Erfolg hatte ihm Mut gegeben, die rechte Hand umklammerte den Griff der schweren Klinge, sein Mund war aufgerissen, über die Unterlippe tropfte Speichel. Er befand sich in einem Zustand, wo er mehr einem Tier glich, das sein Leben verteidigt.
Dies sah auch Gerd Hansen. Auf einem alten Bananendampfer hatte er mal einen Amokläufer erlebt, und der Kerl sah damals ähnlich aus wie Gil Meier.
Es hatte keinen Zweck, ihn stoppen zu wollen. Gil machte sowieso, was er wollte.
Und vielleicht verschaffte er ihnen eine Galgenfrist. Daß er endgültig mit den Zombies fertigwerden würde, daran glaubte auch Gerd Hansen nicht.
»Harry!« schrie er. »Ran!«
Und Cumberland kämpfte. Wie der Erste stemmte auch er sich gegen das drohende Verhängnis. Es war jetzt leichter, das Rettungsboot dem Wasser entgegenzuschieben. Die Wellen rollten bereits so weit heran, daß sie den Bug regelrecht anhievten und die Männer gar nicht mehr soviel Kraft einzusetzen brauchten, um den Kahn endlich flottzumachen.
»Wir schaffen es, wir schaffen es!« Die Männer feuerten sich gegenseitig an. Sie kämpften auch für ihren Kameraden, der versuchte, ihnen den Rücken freizuhalten.
»Nicht aufgeben, nicht aufgeben!« Beschwörend stieß Hansen die Worte aus.
Gil Meier warf sein Leben in die Waagschale. Nur mit einer Hand konnte er sich wehren. Er wurde zu einem regelrechten Teufel.
Nicht die Zombies griffen an, sondern er. Meier warf sich in den Pulk, sein Messer zuckte vor und zurück, traf die seelenlosen Hüllen, brachte ihnen schwere Wunden bei, doch Zombies waren auf diese Art und Weise nicht zu töten.

Sie standen immer wieder auf und warfen sich in die Messerhiebe hinein.

Vielleicht hätte Meier es dennoch geschafft, aber er konnte leider nur einen Arm gebrauchen. Das wurde ihm schließlich zum Verhängnis. Wieder warf sich einer der Untoten auf ihn. Es war ein riesenhafter Kerl, ein Mulatte mit eingeschlagenem Schädel, dessen Augen so verdreht waren, daß man nur noch das weiße sehen konnte.

Er fiel genau in den Stich.

Das Messer traf ihn oberhalb der Gürtellinie, doch der Mulatte war dadurch nicht aufzuhalten. Im Gegenteil. Mit einer tapsig anmutenden Bewegung gelang es ihm, beide Arme um den Körper des Seemanns zu schlingen, zudem hatte er noch genügend Kraft und eigenen Schwung, um Meier von den Beinen zu reißen.

Gil fiel.

Hart schlug er auf den Rücken. Der Zombie lag plötzlich auf ihm, das Messer steckte noch immer in seinem Körper, aber er nagelte mit seinem Gewicht den verzweifelt kämpfenden Gil Meier am Boden fest. Zudem war Gil noch auf seinen verletzten Arm gefallen, er konnte sich nicht rühren, die Schmerzen brachten ihn fast um den Verstand.

Meier wollte schreien, als ihn ein waagerecht liegender Unterarm die Lippen verschloß.

Keine Chance mehr.

Und sofort waren andere da. Im Nu hatte sich ein dichtes Knäuel gebildet, einer stürzte sich auf den anderen. Jeder Zombie wollte etwas von dem Opfer haben.

Gerd Hansen und Harry Cumberland hatten es fast geschafft.

Das Rettungsboot lag bereits im Wasser. Eigentlich die richtige Lage, um dem Boot den letzten Stoß geben und aufspringen zu können.

»Los, rein!« schrie Hansen. Er selbst stemmte eine Hand auf den Bootsrand, schwang sich mit einer Flanke hinüber und landete im Boot.

Cumberland folgte ihm noch nicht. »Gil!« brüllte er, blieb neben dem Boot stehen, wobei seine Beine vom heranlaufenden Wasser umspült wurden, und schaute sich um.

Da sah er seinen Kameraden.

Vielmehr, er sah ihn nicht, denn zahlreiche Zombies hatten sich auf ihn gestürzt, während sich andere dem Boot zuwandten.

»Giiilll!« brüllte Harry, schüttelte den Kopf wie ein Stier beim Anblick des roten Tuchs und rannte los. »Gil, verdammt, ich komme. Halte aus!«

Auch Hansen hatte die Schreie vernommen. Er drehte sich um, sein Herz übersprang einen Schlag, und er sah mit Entsetzen, daß Gil nicht mehr zu helfen war.

Cumberlands Einsatz brachte nichts. Im Gegenteil, der Mann lief

Gefahr, selbst getötet zu werden.
»Harry, verdammt!« brüllte Hansen. »Komm zurück, Harry, es hat keinen Zweck!«
Cumberland hörte nicht. Er rannte weiter. Gil Meier hatte sein Leben riskiert, um sie zu retten, jetzt wollte er dem Kameraden helfen.
Cumberland war unbewaffnet. Er hatte nur seine Fäuste, regelrechte Schmiedehämmer.
Damit räumte er drei Untote aus dem Weg. Sie purzelten wie Gliederpuppen durcheinander. Auf dem Boden überschlugen sie sich noch, Sand wirbelte auf, dann krochen sie weiter, um sich jedoch wenige Yards weiter wieder auf die Füße zu stemmen.
Harry Cumberland mußte einsehen, daß es ein Kampf war, den er nicht gewinnen konnte. Aber er wollte Gil retten und warf sich auf die Zombies.
Seine Fäuste wirbelten. Ein paarmal versuchten die lebenden Leichen ihn festzuhalten, doch Harry schüttelte ihre Hände ab, als wäre es nichts.
Auch seine Füße setzte er ein. In zahlreichen Wirtshausschlachten hatte er seine Erfahrungen gesammelt, und die kamen ihm jetzt zugute. Harry Cumberland schlug sich tatsächlich den Weg zu seinem Kameraden frei.
Schließlich hatte er nur noch den Mulatten vor sich.
Ihm trat er gegen den Kopf.
Einen Menschen hätte dieser Tritt ins Jenseits geschickt. Der Mulatte wurde herumgewirbelt, überrollte sich und machte den Platz frei für Harry Cumberland.
»Giiilll!« brüllte er, bückte sich, krallte seine starken Hände in die zerfetzte Kleidung seines Freundes und hievte ihn hoch. Er schleuderte ihn herum, wollte ihn unterpacken, damit er ihn zum rettenden Boot schleifen konnte.
Da stieß Gil Meier ein Knurren aus.
Trotz der Panik und Aufregung hörte Harry das Geräusch. Der Mund seines Freundes hatte sich dicht an seinem linken Ohr befunden. Er drehte den Kopf, sah jetzt die klaffende Wunde in der Stirn des Matrosen und all das Blut, das aus der Wunde und damit über Gils Gesicht gelaufen war.
Nein, so etwas konnte kein Mensch überleben.
Aber Gil lebte.
Dafür gab es nur eine Erklärung. Harry Cumberland hielt eine lebende Leiche in seinen Armen…

***

»Das ist sie!« flüsterte ich als ich den ersten Schock überwunden hatte. »Die Sense, die Sense des Schwarzen Tods. Genau, ich erkenne

sie. Der Dschinn hat sie sich geholt.«

Bill schaute mich an. Dann sagte er: »John, du bist verrückt!«

»Nein, Bill, ich bin klar wie selten, glaub mir. Die erkenne ich unter Tausenden wieder.«

»Und jetzt?«

Ich hob die Schultern. »Myxin und Kara sind nicht bei uns. Ich weiß nicht, wie ich gegen den Dschinn bestehen soll.« Dabei warf ich Suko einen fragenden Blick zu.

Der Chinese schüttelte den Kopf. Auch er wußte in diesen Momenten keinen Rat.

Diese Sense war absolut tödlich. Wer von ihr getroffen wurde, der hatte keine Chance zu überleben. Das kannte ich, denn nicht erst einmal hatte ich sie in Aktion erlebt. Nur hatte ich damit gerechnet, daß sie für alle Zeiten irgendwo liebenbleiben und verrotten würde. Das war ein Irrtum.

Noch tat sich nichts. Der grüne Dschinn stand wie eine gewaltige Drohung über uns, den Sensenstiel hielt er mit beiden Händen umklammert. Sein grünes, affenartiges Gesicht war zu einer Grimasse verzogen. Er schaute auf uns nieder, und jeder sah das Grinsen, das den Mund wie einen breiten Schlund aussehen ließ.

Es hatte keinen Zweck, auf ihn zu schießen, denn noch war der grüne Dschinn ein reiner Geist. Die Kugel würde hindurchfauchen oder…

Auf einmal war er weg.

Ich stand da, hatte den Kopf noch erhoben und wischte mir über die Augen.

Keine Spur mehr vom grünen Dschinn. Hatte ich mir das denn alles nur eingebildet? Spielten mir meine überreizten Nerven vielleicht einen Streich?

Ich schaute meine Freunde an.

Sie waren ebenso ratlos wie ich. Auf ihren Gesichtern stand zu lesen, daß ich nicht geträumt hatte.

»Er ist verschwunden!« kommentierte Bill Conolly. »Verdammt, gibt es das?«

»Scheint so«, meinte Suko.

»Dann können wir ja ins Haus gehen«, schlug Bill Conolly vor und schaute mich dabei an.

Ich nickte. Dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Hier draußen tat sich nichts mehr, der grüne Dschinn war verschwunden, und keiner von uns wußte, wann er zurückkehren würde.

Was tat Nadine?

Sie hatte sich bis an die Hauswand zurückgezogen und stand so, daß sie von meinem Bentley gedeckt wurde. Momentan wandte sie den Kopf. Ich sah in ihren grünen Augen einen sehr nachdenklichen Ausdruck, und mir schien es, als sei ihr Blick auf mein Kreuz gerichtet.

Sollte es damit doch eine besondere Bewandnis haben, die auch den grünen Dschinn oder dessen Vernichtung betraf?

Da wurde die Tür aufgerissen.

»Telefon, John!« hörten wir Sheilas Stimme. »Schnell, Sir James ist am Apparat.«

Ich drehte mich um und lief ins Haus.

Shao saß bleich im Sessel. Sie hatte nur auf der Kante Platz genommen, auf ihrem Gesicht sah ich einen dünnen Schweißfilm.

Kein Zweifel, sie hatte Angst.

Ich meldete mich.

Sir James Powell wünschte gar nicht erst frohe Weihnachten. Er entschuldigte sich auch nicht, sondern ging davon aus, daß ich mich im Dienst befand.

»Wir haben soeben eine Meldung vom Südpol erhalten«, sagte er.

»Dort sind zwei Männer auf schreckliche Art und Weise ums Leben gekommen. Einer war unser Agent. Die beiden sind in einen Sturm geraten, aber der hätte sie nicht umgebracht. Wir wissen von Zeugen, die sich in einem in der Nähe liegenden Camp aufhielten, daß sie am Himmel einen grünen Schein gesehen haben und dazu die Fratze eines Ungeheuers. Man hat das Ungeheuer jedoch nicht weiter verfolgen können, es ist geflohen, und zwar in nördliche Richtung. Deshalb müssen wir davon ausgehen, daß es sich bei dieser Erscheinung um den grünen Dschinn handelt.«

»Das stimmt, Sir.«

»Sie sagen das so sicher?«

»Sir, ich muß Ihnen mitteilen, daß der grüne Dschinn sein Ziel bereits gefunden hat. Er befindet sich in London!«

»Was?« Sir James hatte ich selten so fassungslos gehört oder erlebt. Hier traf das Wort zu.

»Ja, Sir, er hat vor wenigen Minuten unsere Weihnachtsfeier gestört. Zudem ist er bewaffnet, denn er hat sich die Sense geholt, die einmal dem Schwarzen Tod gehört hat.«

»Großer Gott«, flüsterte der Superintendent.

Ich konnte mir vorstellen, wie er dachte. Dieses Monstrum in London.

Es würde wüten, unzählige Menschen in Gefahr bringen und somit wirklich des Schwarzen Tods Erbe antreten.

»Was können wir tun?« fragte Sir James mit belegter Stimme.

»Ich kann Ihnen keine genaue Auskunft geben und hoffe nur, daß sich der grüne Dschinn auf mich konzentriert.«

»Eine schwache Hoffnung.«

»Sicher, aber was soll ich machen?«

»Existieren noch einige seiner Anhänger?«

»Möglich. Wobei derjenige, der alles in die Wege geleitet hat, tot ist.

Kelim lebt nicht mehr.«

»Das stimmt allerdings. Gibt es denn keine Chance, dieses Monstrum zu bannen?«

»Nein, Sir, nicht mit unseren Mitteln. Wenn wir Kara und Myxin dabeihätten, könnte es klappen, aber so ist das unmöglich, wie es mir scheint.«

»Und wo befinden die beiden sich?«

»Ich habe keine Ahnung, Sir.«

Den Alten hörte ich schnaufen, so wütend war er. »Verdammt, die waren doch noch vor kurzem bei Ihnen. Haben sie denn nicht gesagt, wo sie hinwollten?«

»Nein, Sir.«

»Dann suchen Sie sie eben.«

»Dazu werden wir wohl kaum Zeit haben. Wir müssen uns etwas einfallen lassen.«

»All right, John. Nur halten Sie mich auf dem laufenden. Es fehlte noch, daß London sich in einen Ort des Schreckens verwandelt.«

»Wir werden tun, was wir können, Sir.«

»Das hoffe ich, John. Falls irgend etwas sein sollte, finden Sie mich in meinem Büro.«

»Natürlich, Sir.« Ich legte auf und drehte mich um.

Alle standen sie im Zimmer. Sheila, Shao, Suko, Bill, der kleine Johnny und auch die Wölfin.

Auf den Gesichtern der Männer stand Ratlosigkeit, in den Augen der Frauen las ich Furcht.

»Was hat er gewollt?« fragte Bill.

»Uns vor dem grünen Dschinn warnen.«

Bill lachte. »Das hätte er sich schenken können.«

Ich hob die Schultern. »Sir James hat eine Meldung von einer unserer Südpolstationen erhalten. Dort ist der grüne Dschinn gesehen worden. Deshalb die Warnung, nur kam sie leider ein wenig spät, wie ihr ja selbst gesehen habt.«

Die Freunde nickten.

»Und was können wir tun?« fragte Sheila.

»Verstecken, mehr nicht. Ich habe euch doch gesagt, daß ihr im Keller bleiben sollt.«

»Wenn ihr mit dem Monster fertig werdet…«

»Wir versuchen es.«

Bill redete auf seine Frau ein. »Kommt, tut, was John gesagt hat. Es ist besser so.«

Sheila nickte. »Entschuldige, John.«

»Vergiß es.«

Bill brachte die Frauen und den kleinen Johnny in den Keller.

Suko und ich blieben allein zurück. Das Gesicht des Chinesen zeigte

Sorgenfalten. Sein Mund bildete einen Halbmond. Bei ihm ein Zeichen, daß er ebenfalls vor einem Rätsel stand.

Nadine kauerte neben uns. Sie schaute nur zur Tür, uns sah sie nicht an.

»Was tun?« fragte der Chinese.

Ich hob die Schultern und senkte meinen Blick. Gedankenlos schaute ich auf mein Kreuz. Noch immer hielt ich es in der Hand.

»Ob das Kreuz gegen den grünen Dschinn hilft?« murmelte ich.

»Verdammt, ich weiß es nicht. Ich weiß überhaupt nichts mehr. Mittlerweile habe ich das Gefühl, daß uns die Dinge über den Kopf wachsen. Wir kommen überhaupt nicht voran.«

»Du bist pessimistisch geworden, John.«

»Ist das ein Wunder?« Ich lachte bitter. »Denk nur an den letzten Fall. Wie leicht hat Asmodina mich reingelegt, schob mir eine nachgemachte Glenda Perkins unter, und ich falle auch noch darauf rein. Suko, das war nicht gut.«

»Aber sie hat dich nicht töten können. Schließlich ist es dir gelungen, dem Labyrinth zu entfliehen.«

»Das allerdings.«

»Was willst du also mehr?«

Ich grinste schief. »Meinen Nagel zurück. Den habe ich für meinen Freund Solo Morasso aufbewahrt. Jetzt hat ihn Asmodina.«

»John, Deckung!«

Es war ein gellender Ruf, den Suko ausstieß. Und er erfolgte gerade noch rechtzeitig, denn durch den Garten fegte mit einer wahren Urgewalt ein mörderischer Sturm.

Der grüne Dschinn war wieder da.

Es kam aus der Dunkelheit, hüllte den Garten in seinen fahlen Schein, und wir sahen dicht vor der Scheibe das riesige, häßliche, affenartige Gesicht mit den roten Streifen darin.

Aber wir sahen noch mehr.

Die gewaltige, blutbefleckte Sense, die seitlich geschlagen wurde und die große Wohnzimmerscheibe in Stücke hieb.

Der grüne Dschinn ging zum Angriff über. Er wollte endlich die Entscheidung…

***

Im ersten Augenblick glaubte sich Harry Cumberland in einen Alptraum versetzt. Er starrte in das blutbeschmierte Gesicht seines ehemaligen Freundes. Gil Meier lebte nicht mehr. Er bewegte sich zwar noch wie ein Lebender, aber er besaß keine Seele mehr. Er war ein Untoter, ein Zombie, der nur eins kannte: Leben zu vernichten!

Beide Arme fuhren in die Höhe. Jetzt machte ihm auch die Verletzung nichts mehr aus, als Untoter spürte er so etwas nicht, er

wollte nur töten, wobei es keinerlei Rolle spielte, ob das Opfer zu seinen Freunden gehört hatte oder nicht.

Auch an seinen Händen klebte Blut. Gil hatte die zehn Finger gespreizt, er wollte die Pranken um Harry Cumberlands Hals legen und den Mann erwürgen.

Harry rammte seine Fäuste vor.

Das geschah im letzten Augenblick, denn er spürte bereits die Finger auf seiner Haut. Und er traf gut. Die lebende Leiche flog zurück und prallte in den Sand.

Cumberland kam nicht mehr dazu, über seinen Kameraden nachzudenken, er mußte sich auch gegen die anderen wehren. Der untote, hühnenhafte Mulatte hatte sich erhoben und hielt mit der rechten Hand einen Stein umklammert.

Im ersten Augenblick dachte Harry, er würde damit zuschlagen, doch dann warf er den Stein.

Cumberland zuckte zur Seite. Er wurde nicht voll getroffen, sondern nur an der Schläfe gestreift. Sofort platzte die Haut. Ein fingerlanger, blutroter Streifen entstand. Harry spürte den Schmerz, der sich explosionsartig in seinem Kopf ausbreitete. Er taumelte mit weichen Knien zur Seite.

Eine Beute für die Zombies!

Schon hatte der Mulatte seinen rechten Arm umklammert. Zwei andere griffen ihn von vorn an. Ihre Gesichter waren entstellt, zum Teil eingeschlagen, sie mußten Schreckliches hinter sich haben, aber sie waren gierig auf Menschen.

Cumberland drehte durch.

Ein fürchterlicher linker Hammer platzte in das Gesicht des untoten Mulatten.

Der flog zurück, riß Cumberland mit sich, und Harry konnte sich erst durch einen heftigen Fußtritt aus der Klammer befreien.

»Harryyy!« brüllte Gerd Hansen. »Verdammt, komm endlich! Wir müssen weg!«

Gerd hatte die Zeit über im Boot gesessen und den verzweifelten Kampf seines Freundes gegen die lebenden Leichen mit angesehen.

Er wurde hinund hergerissen. Sollte er das Boot verlassen und eingreifen, oder sollte er es bleibenlassen?

Gerd wußte es nicht. Ihm konnte niemand sagen, was richtig war, auf jeden Fall brauchte er Waffen. Und er dachte an die Leuchtpistolen. Sie waren mit Patronen geladen, die in der Luft ihre Leuchtkraft entfalteten, so daß das rote Signal weithin zu sehen war.

Die Waffen lagen eingeschnürt in wasserdichten Planen. Gerd mußte die Verschnürung erst lösen, das kostete natürlich Zeit. Während er im Boot, hockte und sich an die Arbeit machte, warf er hin und wieder einen Blick zum Strand, wo Harry Cumberland alles versuchte.

Das Schicksal seines Kameraden hatte er noch deutlich vor Augen. Er wollte auf keinen Fall so enden wie Gil Meier. Er hatte sich auch wieder ein wenig gefangen. Mit dem Handrücken wischte er das Blut aus seiner Stirn, damit es nicht in seine Augen rinnen konnte, dann schlug er zwei weitere Untote zu Boden.

Wenn man erst einmal seine Panik überwunden hatte, war es nicht allzu schwer, sich diese Wesen vom Hals zu halten. Sie konnten nicht denken, sie kämpften nicht wie normale Menschen, sondern sahen immer nur ihren Gegner, gingen nach vorn und attakierten ihn. Das Dumme war nur, daß man sie nicht erledigen konnte. Wenigstens nicht mit normalen Waffen, es sei denn, man schlug ihnen den Kopf ab.

Mit einem Tritt schaffte sich Harry Cumberland eine Frau vom Hals, die ihn anfallen wollte und ihre Arme schon ausgestreckt hatte. Als sie fiel, sah Cumberland eine Lücke, durch die er schlüpfen konnte. Es war der direkte Weg zum Wasser hin und damit auch in Sicherheit.

Harry startete.

Inzwischen hatte Gerd Hansen die Verschnürung gelöst. Er wühlte die Plane zur Seite, fand Proviant, einen Kocher, Tabletten für die Entsalzung von Meerwasser, Decken, und die beiden Leuchtpistolen. Sie lagen ganz unten.

Die klobig wirkenden Waffen waren mit den Patronen geladen.

Er brauchte nur noch abzudrücken.

Gerd nahm die erste Pistole in die Hand, die zweite legte er neben sich, dann drehte er sich, und zwar so, daß er auf den Strand schauen konnte, wo sich das Drama abspielte.

Dort wollte Harry fliehen.

Und er mußte es schaffen, er benötigte auch einen Vorsprung, denn das Boot war noch nicht ganz frei, es mußte noch eine Idee weitergeschoben werden.

Harry rannte.

Er glaubte fest daran, daß er es schaffte, sein Blick war nach vorn gerichtet, und er schaute leider nicht zu Boden, wo eine lebende Leiche herankroch. Die streckte ihren teigigen Arm aus und schnappte nach dem linken Knöchel des Fliehenden.

Harry merkte die Berührung, er wollte noch stoppen, doch es war zu spät.

Die Untote hielt eisern fest.

Harry warf beide Arme hoch, das Standbein wurde ihm weggerissen, dann fiel er zu Boden.

Wenn er die Arme nicht ausgestreckt hätte, wäre er voll aufgeschlagen, so aber konnte er sich im letzten Augenblick abstützen und auf die Seite rollen, doch der weibliche Zombie dachte nicht im Traum daran, ihn loszulassen.

Er kroch näher, hielt das Bein dabei fest und stieß schaurig klingende Laute aus, die seine Artgenossen herbeilocken sollten, damit sie sich die Beute teilten.

Das sah auch Gerd Hansen.

Die anderen Zombies hatten eine Distanz von nur etwa drei Schritten zu überwinden, dann befanden sie sich bei dem Opfer.

Wenn Hansen jetzt nicht handelte, war Harry verloren.

Die Untote hatte sich aufgerichtet, ohne Harry loszulassen. Sie hockte zwar nur auf den Knien, aber sie warf sich vor, um Harry mit ihrem Gewicht zu Boden zu drücken.

Der trat sie von sich, doch da war schon der schreckliche Mulatte bei ihm. Er bückte sich und wollte Harry Cumberland mit seinen beiden Händen packen.

Gerd Hansen kniete im Boot, hielt die Waffe mit beiden Händen fest und wurde plötzlich ruhig.

Eiskalt zielte er.

Er hatte schon des öfteren mit Leuchtpistolen geschossen, allerdings nur zu Übungszwecken, und er wußte nicht, ob man damit genau treffen konnte.

Doch er mußte es wagen. Es gab keine andere Möglichkeit, und er hoffte, daß er nicht seinen eigenen Kameraden traf.

Hansen krümmte den Finger. Den Mulatten mit dem eingeschlagenen Schädel sah er wie in Großaufnahme, als würde er auf einer Leinwand erscheinen.

Aber das hier war kein Film. Es war echt. Verdammt echt und brutal sogar.

Gerd Hansen schoß!

Fauchend löste sich die Leuchtkugel aus dem Rohr. Sie zischte nicht ganz gerade auf ihr Ziel zu, sondern bewegte sich ein wenig in Schlangenlinien.

Über den am Boden liegenden Harry Cumberland jagte sie hinweg und hieb genau ins Ziel.

Sie traf die Brust des Mulatten.

Der Zombie wurde regelrecht durchgeschüttelt. Er flog zurück, riß seine Arme hoch, und in einer Reflexbewegung verkrallten sich seine Hände um die in seiner Brust steckende Leuchtkugel. Herausreißen konnte er sie nicht, im Gegenteil, die Kugel bohrte sich weiter durch. Und sie platzte auseinander, wobei noch eine Rauchfahne aus der Wunde sprühte, und es fauchte und zischte.

Der untote Mulatte verbrannte.

Er schrie sogar, dann wälzte er sich am Boden und verging. Teilnahmslos schauten seine Artgenossen zu, wie er zerstört wurde.

Anders Gerd Hansen.

»Los!« brüllte er. »Harry, komm!«

Cumberland hörte die sich überschlagende Stimme seines Freundes, und er sah auch die in der Nähe lauernden Zombies.

Wenn er sich jetzt nicht beeilte, schaffte er es nicht mehr.

Mit einem gewaltigen Sprung war er auf den Beinen. Er jagte auf das Boot zu, das von Gerd Hansen verlassen worden war. Bevor die Untoten richtig begriffen, schoben sie es mit gemeinsamer Kraft hinaus aufs offene Wasser.

Obwohl beide ziemlich ausgelaugt waren, schafften sie es dennoch.

Plötzlich schwamm das Boot. Eine zurücklaufende Welle trug es sogar ein Stück ins Meer hinaus, und die beiden Männer patschten durch die Wellen, um diese letzte Rettungsinsel zu erreichen. Am Rand klammerten sie sich fest, zogen sich hoch, fielen in das Innere des Kahns, und Gerd Hansen startete schon den Motor.

Das Wasser schäumte auf, als es von der Schraube hochgewirbelt wurde. Die beiden kämpften jetzt gegen die Wellen an, wollten weg aus dem Uferbereich und das offene Meer gewinnen.

Die Untoten standen im Wasser.

Auslaufende Wellen schäumten bis zu ihren Knien hoch. Manche Zombies hatten ihre Arme ausgestreckt und die Finger gekrümmt, als wollten sie nach irgend etwas greifen, was letztendlich doch nicht zu fassen war, denn die beiden Seeleute befanden sich bereits zu weit auf dem offenen Meer. Sie konnten von den lebenden Leichen nicht mehr eingeholt werden.

Auf dem Hügel jedoch stand Xorron. Er hatte alles beobachtet.

Mit einem heftigen Ruck drehte er sich um und verschwand, während sich im Boot zwei Männer überglücklich in die Arme fielen.

Einer allerdings stand am Strand und schaute ihnen aus blicklosen Augen nach.

Es war Gil Meier. Er gehörte jetzt zum Heer der lebenden Leichen…

***

Der ins Zimmer prasselnde Splitterregen wurde von dem gewaltigen Knall begleitet, der entstand, als die Scheibe zerplatzte.

Das Klirren und Bersten malträtierte unsere Ohren. Der Windzug brachte das feine Glas mit und streute es über uns aus.

Ich hatte hinter einem Sessel Deckung gefunden, während Suko dicht an der Tür lag, wo ihm ein Schrank einigermaßen Schutz bot.

Die mörderische Sense war zum Glück nicht, durch die gesamte Breite des Wohnzimmers gefahren, aber was sie an Zerstörung angerichtet hatte, das reichte auch so.

Der Dschinn blieb draußen. Dies erkannte ich, als ich vorsichtig um die Sesselkante peilte. Im Garten schimmerte sein riesiges Gesicht mit den tiefen Furchen, wo die rote Flüssigkeit ein regelrechtes Muster hineingemalt hatte.

Er zog die Sense zurück, so daß wir für Sekunden Atem holen konnten.

Ich schaute auf Suko. Er hatte die gleiche Idee gehabt und den Kopf gehoben. Sein Grinsen war nicht echt, allerdings bewies es mir, daß er noch okay war.

Auch ich fühlte mich in Ordnung. Der Sessel hatte mich gut beschützt. Doch etwas vermißte ich, was ich noch bis zum Bersten der Scheibe in der Hand gehalten hatte.

Mein Kreuz!

Verdammt, es war verschwunden. Dabei wußte ich genau, daß ich es nicht aus der Hand gegeben hatte. Es mußte mir herausgerutscht sein und demnach in meiner Nähe liegen.

Das war eine Täuschung. So intensiv ich auch suchte, das Kreuz fand ich nicht.

Die Tür wurde aufgerissen. Bill Conolly erschien. Der Reporter blieb auf der Schwelle stehen. Sein Gesicht veränderte sich, als er das Chaos sah, das der grüne Dschinn hinterlassen hatte.

»Bill, verschwinde!«, schrie ich. »Bleib bei den Frauen!«

Für einen Moment sah es so aus, als wollte Bill protestieren. Dann nickte er, drehte sich um und ging. Ich wußte, daß jetzt in seinem Innern eine Hölle tobte, weil er nicht bei uns war, aber es ging nicht anders.

Der grüne Dschinn blieb im Garten. Diesmal würde er nicht verschwinden, dessen war ich mir sicher. Er wollte so lange warten, bis es eine Entscheidung gegeben hatte.

Ich blickte zu Suko und sah, daß er seinen von Buddha vererbten Stab in der Hand hielt. Wenn er das Wort Topar rief, blieb die Zeit für fünf Sekunden stehen. Alle Lebewesen um ihn herum erstarrten, nur er selbst konnte sich in dieser Spanne bewegen und seine Gegner kampfunfähig machen, aber nicht töten. Würde er das tun, dann hätte er die magische Wirkung des Stabes aufgehoben.

»Laß ihn!« zischte ich aus gutem Grund. Noch bestand keine unmittelbare Gefahr, und ich wollte endlich Wissen, was der grüne Dschinn bezweckte.

Lange brauchte ich nicht zu warten, eine Stimme wie ein Sturmwind hallte durch das Zimmer. »John Sinclair, endlich sehen wir uns wieder. Ich weiß, daß du mir jetzt nicht entkommen kannst, denn ich werde das vollenden, was der Schwarze Tod nicht geschafft hat. Sein Erbe, die Sense, wird auch dir den Tod bringen, das bin ich mir und dem Schwarzen Tod schuldig!«

Ich war nicht einmal überrascht. Es hätte mich nur gewundert, wenn er etwas anderes gesagt hätte.

Ich bemerkte, wie Suko sich voranbewegte. Er kroch schlangengleich über den Boden, um hinter der Couch eine bessere Deckung zu finden.

Er schaffte es auch, bevor der grüne Dschinn seine nächste Forderung stellte.

»Du hast meine Diener getötet, John Sinclair. Du und die Frau mit dem goldenen Schwert. Ich hole euch beide, doch zuvor bist du an der Reihe. Danach werde ich mir sie vornehmen. Hast du verstanden?«

»Laut genug hast du gesprochen.«

»Dann komm her!«

»Bleib hier, John!« flüsterte Suko. »Ich halte die Zeit an und versuche es!«

»Wie denn?«

»Mit der Dämonenpeitsche oder…«

»Nein, nein, ich werde gehen.«

»Verdammt, und wie willst du ihn besiegen?«

»Habe ich den Schwarzen Tod nicht auch geschafft?«

Suko wollte keine Antwort geben. Ich wußte selbst, daß dieser Vergleich hinkte, aber daran konnte ich nichts ändern. In diesem Augenblick vernahmen wir wieder die Stimme des grünen Dschinns.

»Ich warte nicht mehr länger. Wenn du nicht sofort erscheinst, dann zerschlage ich das Haus!«

Das war deutlich genug. Zudem bluffte der grüne Dschinn nicht.

Dämonen bluffen nie.

»John…«

Ich hörte nicht auf meinen Freund, sondern erhob mich hinter meiner Deckung und schaute dem grünen Dschinn entgegen.

Viel sah ich nicht, nur sein Gesicht und einen Teil des Sensenstiels.

Das Loch in der Scheibe war so groß, daß ich bequem hindurchschreiten konnte. Ich ging langsam. Die Hände hatte ich zu Fäusten geballt, meine Lippen bildeten einen Strich, und ich atmete nur durch die Nase.

Den Weg durchs Wohnzimmer ging ich wie ein Schlafwandler.

Schritt für Schritt näherte ich mich meinem Verhängnis.

Es war still geworden. Nur Sukos Atem hörte ich.

Dann hatte ich das Fenster erreicht. Dort zögerte ich einen Moment, bevor ich den nächsten Schritt tat.

Der grüne Dschinn befand sich genau vor mir und auch das Sensenblatt, das mit seiner oberen Kante auf dem Boden lag und dessen Spitze mir wie ein Halbmond entgegenstach.

Letztere war vom Blut der Opfer rot gefärbt…

***

Sie trieben im Meer.

Die Insel war längst ihren Blicken entschwunden, die vergangenen Stunden nur noch ein böser Alptraum. Zum Glück hatte es nicht wieder aufgebrist, die See war relativ ruhig, wenn man in dieser Kante

der Welt überhaupt von einer ruhigen See sprechen konnte.

Sie hatten wenig miteinander gesprochen. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, aber sie hatten das batteriebetriebene Funkgerät eingeschaltet, das seine Signale in Sekundenintervallen in den Äther sandte.

Noch war nichts zu sehen. Kein Schiff, das zur Bergung ausgelaufen war, kein Flugzeug, nur das grüngraue Meer, die langen Wellen und die hohe Dünung.

Sie hatten den Motor auch ausgestellt, um Treibstoff zu sparen.

»Verdammt, verdammt!« flüsterte Harry Cumberland irgendwann. »Sie müßten uns doch sehen.«

Gerd Hansen grinste mit aufgesprungenen Lippen. »Die feiern alle Weihnachten.«

»Nein, die Rettungsstationen sind besetzt!«

Hansen hob die Schultern.

Die Männer legten sich wieder ins Boot. Sie hatten schon Wasser zu sich genommen, trinkbar gemacht durch die Spezialtabletten.

Cumberland starrte in den Himmel.

»Mein Gott«, flüsterte er, »lebende Leichen. Hast du so etwas schon gesehen?«

»Nur im Kino.«

»Aber die gibt es wirklich.«

Hansen nickte. »Und Gil Meier ist dabei.«

»Verdammt, erinnere mich nicht daran. Er hat sich für uns geopfert. Und was haben wir getan?«

»Wir konnten nichts tun.«

»Ich weiß nicht so recht. Ich…« Plötzlich sprang Harry Cumberland hoch. Er hielt sich auf dem schwankenden Boot, streckte den Arm aus und deutete in den grauen Dezemberhimmel.

»Da, sieh doch, Gerd. Der Punkt. Verdammt, das ist ein Flugzeug. Wirklich!«

Hansen reagierte sofort. Aus seinem Gürtel riß er die Leuchtpistole. Sie war noch geladen. Eine Patrone steckte im Lauf. Gerd hob den rechten Arm und drückte ab.

Wieder fauchte es, als die Kugel den Lauf verließ. Sie stieß fast senkrecht in den Himmel und platzte wie ein Schirm auseinander, als sie ihren höchsten Punkt erreicht hatte. Ein glühender Regen ergoß sich dem Meer entgegen. Wenn der Pilot achtgab, dann mußte er das Zeichen sehen.

Er hatte aufgepaßt. Der Punkt flog einen Bogen, wurde größer und größer, und plötzlich dröhnten die Motoren der Propellermaschine dicht über den beiden Seeleuten.

Jetzt konnte nichts mehr schiefgehen. Und die beiden Geretteten hatten eine Menge zu berichten…

***

Er war riesig.

Ein regelrechter Gigant. Ein Wesen wie aus einem Alptraum.

Schaurig anzusehen und prall gefüllt mit Rachegedanken. Er wollte sich an dem rächen, der ihm eine Niederlage bereitet hatte.

Und das war ich.

Ich schaute zu ihm hoch. Sein Gesicht hatte sich verzogen. Wahrscheinlich sollte es ein Grinsen darstellen. Schon einmal hatte ich ihm gegenübergestanden und Todesangst verspürt.

Jetzt war es wieder soweit.

Ich hatte gegen zahlreiche Dämonen gekämpft. Bisher war es gutgegangen, aber ob es auch diesmal klappte, war fraglich. Er hatte das Erbe des Schwarzen Tods, die Sense, und er würde mich mit ihr zerteilen, dessen war ich mir sicher.

»Auf diese Minute habe ich gewartet«, hallte es mir entgegen. »Lange gewartet, denn du mußt vernichtet werden. Das bin ich dem Schwarzen Tod schuldig. Asmodina wird triumphieren, wenn sie einen Gegner los ist. Du kannst nicht gewinnen. Niemals, John Sinclair!« Es waren seine letzten Worte, denn in diesem Augenblick hob er die Sense. Er tat dies langsam, fast genußvoll, während sich meine rechte Hand dem Dolch und der Beretta näherte.

Fast lächerliche Waffen gegen das Erbe des Schwarzen Tods.

Plötzlich huschte ein Schatten an mir vorbei. Lautlos, blitzschnell.

Es war ein vierbeiniger Schatten.

Nadine Berger!

Ich hatte in den letzten Minuten wirklich nicht mehr an die Wölfin gedacht, jetzt war sie auf einmal da, und in ihrem Maul sah ich etwas blinken.

Mein Kreuz!

Himmel, sie hatte sich mein Kreuz besorgt! Sie konnte es berühren, ein Zeichen, daß ich es bei ihr nicht mit einem Schwarzblütler zu tun hatte.

Schon einmal hatte sie mir das Leben gerettet, als mich Abrakim köpfen wollte, jetzt versuchte sie abermals alles.

Sie sprang nicht auf den grünen Dschinn zu, sondern hatte sich ein anderes Ziel ausgesucht.

Die Sense!

»Nadine!« schrie ich, weil ich Angst hatte, daß sie ihren Körper in die scharfe Schneide hineinwuchten würde, doch es kam anders.

Sie war sehr geschickt, wich aus, schleuderte nur ihren Kopf hoch und warf dabei das Kreuz aus ihrem Maul.

Dies geschah so gekonnt und raffiniert, daß ich nur noch staunen konnte und für zwei, drei Sekunden die Gefahr vergaß, in der ich schwebte.

Das Kreuz drehte sich in der Luft um die eigene Achse. Gleichzeitig drehte sich auch die Kette mit, und sie schlang sich um die Spitze der hochkant gestellten Sense.

Damit hatte der grüne Dschinn nicht gerechnet und auch nicht mit den Folgen.

Die Kette und damit das Kreuz rutschten nach unten. Sie hatten längst Kontakt mit der Sense, und die ungeahnten Kräfte des geheimnisvollen Kreuzes spielten ihre Trümpfe voll aus.

Schon einmal hatte es zusammen mit dem Bumerang einen unheimlichen Gegner vernichtet. Beides zusammen hatte dem Schwarzen Tod seinen Schädel von den Schultern gesenst.

Jetzt kämpfte es gegen das Erbe dieses Superdämons an.

Auch die Sense war schwarzmagisch geladen. Aber sie war nicht so stark wie damals, als sie mit dem Schwarzen Tod eine Verbindung eingegangen war.

Diesmal brauchte ich den Bumerang nicht. Mein Kreuz reichte völlig aus.

Plötzlich schien die Sense in silberfarbenen Flammen zu stehen.

Ein gewaltiger Lichtschein hüllte das Blatt ein, breitete sich gedankenschnell aus und erfaßte den Stiel, wo er blitzartig hochkletterte und ihn in eine weißmagische Vernichtungswaffe verwandelte.

Der grüne Dschinn hielt die Sense fest. Er löste auch seine Hände nicht schnell genug, der Silberschein erreichte ihn und erfaßte die gewaltigen Klauen.

Sein Schreien werde ich nie vergessen.

Ich hatte mich, weil mich der Schein blendete, zurück in das Zimmer geworfen, und das Schreien schien einem Vulkanausbruch zu gleichen. So grauenvoll, markerschütternd und hallend war es.

Dazwischen vernahm ich regelrechte Explosionen.

Pfeifend wie Silvesterraketen fegten glühende, brennende Teile in den nachtdunklen Himmel. Die Weiße Magie zerstörte nicht nur den Dschinn, sondern auch seine Einzelteile. Sie wurden noch in der Luft auseinandergerissen und zu heller Asche, die langsam zu Boden regnete.

Immer wieder blitzte und krachte es. Sturm fegte in den Raum.

Gläser klirrten, fielen um, Scherben lagen auf dem Boden, und im Garten tobte die Hölle.

Die Erde wurde aufgewühlt, die Sense zerstrahlte regelrecht, beißender, stinkender, grünlicher Rauch quollin die Höhe und zog träge über das Dach.

Das Erbe des Schwarzen Tods war für den grünen Dschinn zu einem tödlichen Bumerang geworden.

Es hatte ihn restlos zerstört.

Allmählich nur fielen die Lichtblitze ineinander. Dabei wurden sie auch schwächer, und zuletzt legte sich die Dunkelheit über den Garten der Conollys.

Den grünen Dschinn gab es nicht mehr.

Und Nadine?

Sie trottete herbei. In ihrer Schnauze hielt sie wieder das Kreuz.

Vor mir blieb sie stehen, während ich in die Knie ging und ihr das Kruzifix aus den Zähnen nahm.

Dann streichelte ich ihr Fell und sprach leise auf sie ein. So fanden uns später auch die anderen…

***

Diese Weihnachtsnacht würde keiner von uns vergessen. Noch in der Nacht verschlossen Suko und Bill das Fenster notdürftig mit Pappe. Ich half ihnen und war doch mit meinen Gedanken völlig woanders.

Irgendwie hatte ich ein gutes Gefühl. Wie lange nicht mehr. Wir hatten mal wieder einen Sieg errungen. Dazu über einen Dämon, der mehr als brandgefährlich war.

Und mein Kreuz hatte ihn besiegt. Es waren Kräfte aktiviert worden, von denen ich keine Ahnung gehabt hatte. Oder hatte es nur mit dem Erbe des Schwarzen Tods zusammengehangen?

Möglich war es. Vielleicht hätte mir mein Kreuz gar nichts genutzt, wenn sich der grüne Dschinn nicht die Sense geholt hätte.

Spekulieren, mehr konnte ich nicht. Unter Umständen hätte mir sogar die Wölfin mehr sagen können, doch sie konnte leider nicht reden. Es wäre auch zuviel verlangt gewesen.

Im Garten sah es aus, als hätte ein Sturm gewütet. Es waren Schäden, die sich leicht reparieren ließen. Auch die Scheibe wurde ersetzt. Ebenfalls kein Problem. Eins nur zählte. Wir hatten den Fall überstanden und waren mit dem Leben davongekommen.

Als das Telefon schrillte, zuckten wir zusammen. Sheila hob ab, lauschte und gab mir den Hörer.

»Sir James.«

»John, ich habe eine Nachricht für Sie«, sagte mein Chef. »Und zwar…«

»Erst einmal muß ich Ihnen etwas sagen, Sir.« Es kam nicht oft vor, daß ich den Superintendenten unterbrach, heute mußte es sein.

»Der grüne Dschinn existiert nicht mehr.«

»Gratuliere.«

»Nicht mir, sondern Nadine Berger.«

»Wieso?«

Ich berichtete meinem Chef, was sich zugetragen hatte. Sir James konnte es kaum fassen, er gratulierte uns noch einmal, und dann platzte er mit einer Nachricht heraus, die ihn aus der letzten Ecke der

Welt erreicht hatte.

Als ich sie hörte, mußte ich mich erst einmal setzen. »Was sagen Sie da, Sir?«

»Ja, so ist es.«

»Na denn«, erwiderte ich und wünschte meinem Chef ein frohes Weihnachtsfest, denn mit so einem Weihnachtsgeschenk hatten wir beide nicht gerechnet.

»Was war denn los?« fragte Bill, als ich aufgelegt hatte.

All meine Freunde hatten sich um den Reporter versammelt und schauten mich gespannt an.

»Mit fast hundertprozentiger Sicherheit wissen wir jetzt, wo sich Dr. Tod und seine Mordliga versammelt haben«, erklärte ich.

»Und wo?« schrie Bill Conolly.

»In Feuerland!«

Schweigen. Betreten, überrascht. Bis Suko es schließlich unterbrach und sagte: »Dann auf nach Feuerland…«

ENDE